



DISCRIMINATION

WE SHALL OVERCOME RASSISMUS – WAS IST ZU TUN?

TAGUNG DER BEZIRKSBEAUFTRAGTEN
FÜR MISSION, ÖKUMENE UND ENTWICKLUNG,
27.–29. SEPTEMBER 2021 AUF DEM
LIEBFRAUENBERG



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE
IN WÜRTEMBERG



*Auf der Freitreppe
des Château*

Liebe Kolleginnen und Kollegen, die Tötung George Floyds vor einem Jahr und die durch sie angestoßene Protestbewegung haben neu Aufmerksamkeit geschaffen für die Realität rassistischer Diskriminierung – auch bei uns. Schon vor Houston stehen „Halle“ und „Hanau“ für die tödliche Konsequenz gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit. – Auf dem Liebfrauenberg wollen wir zum einen danach fragen, wo wir als Einzelne wie als Kirche auch selbst Anteil haben an rassistischen Strukturen. Zum anderen wollen wir der Frage nachgehen, wie und wo gerade wir als Christinnen und Christen, als Kirche, gerufen und befähigt sind, transformierend zu handeln. – Wir laden Sie ein, gemeinsam zu reflektieren und zu diskutieren, zu entdecken und Ideen zu spinnen, zu singen, zu feiern und zu beten.

Mit diesen Worten hatten wir zur „Liebfrauenbergtagung“ 2021 eingeladen – die dieses Jahr dann tatsächlich wieder auf dem namengebenden Château im Elsass stattfinden konnte. Rund 50 Menschen folgten der Einladung, neben den Beauftragten für Mission, Ökumene und Entwicklung aus den Dekanaten und Delegierten unserer Partnerkirchen auch die Pfarrerrinnen und Pfarrer des DiMÖE (Dienst für Mission, Ökumene und Entwicklung), Mitglieder des MÖE-Ausschusses der Landessynode, ein Vertreter des Internationalen Konvents christlicher Gemeinden in Württemberg (IKcGW) sowie Vertreterinnen weiterer ökumenischer Gremien – und selbstverständlich nicht zu vergessen die Referentinnen und Referenten.

We shall overcome ... Dieser erste Teil des Tagungstitels steht für die Hoffnung, in der wir einander begegnen und uns den Herausforderungen des Themas stellen wollten: *Rassismus* als Realität unseres Denkens, unserer Kirche und Gesellschaft wahrzunehmen und uns die konsequente Frage zu stellen: *Was ist zu tun?*

Vieles, teils Entscheidendes, das sich auf der Tagung ereignete, lässt sich nicht dokumentieren: Begegnungen auf der Freitreppe des Châteaus mit einer tasse à café in der Hand, die Intensität des Zuhörens, das Erlebnis gemeinsamen Singens – inzwischen ganz geübt auch durch die Masken hindurch, Inspiration, die feinen Spinnfäden der Ideen ...

Drei Veranstaltungen, die der Tagung inhaltlich wie auch zeitlich ihren Rahmen gaben, finden sich nicht in der vorliegenden Textdokumentation, liegen aber als Filme vor: Eröffnet wurde die Tagung durch ein Gespräch, das Lea Schlenker mit Nadia Asiamah, Initiatorin der *Silent Demonstrations* und Gründerin der *Black Community*

Foundation, führte. Die gebürtige Stuttgarterin mit familiären Wurzeln in Ghana berichtete nicht nur von ihrem heutigen Engagement, sondern gab uns auch Anteil an prägenden Kindheits- und Jugenderfahrungen („Nadia Asiamah im Gespräch“). Der IKcGW steuerte Kurzfilmimpulse bei, deren erster uns ebenfalls mit persönlichen Rassismuserfahrungen der Autorin und Autoren konfrontierte („Impuls Rassismuserfahrungen“). Drei weitere Kurzfilme sprechen über „Rassismus und Kirchen“, „Antiasiatische[n] Rassismus“ sowie „Landeskirche und Migranten“. Am Ende führten fünf Teilnehmerinnen und Teilnehmer wesentliche Gesprächsstränge der Tagung in einem Schlusspodium zusammen („Schlusspodium“). Die genannten wie auch die Filme der Hauptvorträge (II) sind bei uns abrufbar; siehe dazu [Sachgebiet 1.2.1: Ökumene \(elk-wue.de\)](#).

Die vorliegende Textdokumentation bietet in ihrem ersten Teil wichtige Impulstexte der Tagung (I), darunter Gedichte von Anaëlle Koschnike-Nguewo aus Balingen. Ihre Gedichte beeindrucken bereits in der Druckform, im Vortrag durch die Autorin werden sie zum unvergesslichen Erlebnis. Der zweite Hauptteil bietet die Vorträge, die auf der Tagung zu hören waren (II). Im dritten Teil finden Sie die Berichte unserer Workshops, deren Spektrum von der Exegese bis zur Missionsgeschichte, von der Seelsorge bis zur Religionspädagogik, von Beispielen transformierender Begegnungen im persönlichen wie im kirchengemeindlichen Kontext über Extremismuserfahrungen unserer thüringischen Partnerkirche bis hin zu kirchenpolitischen Programmen auf den Ebenen des ÖRK (Ökumenischen Rats der Kirchen) wie auch der ELKW (Evang. Landeskirche in Württemberg) reichte (III). Auf der letzten Seite dieses Heftes stehen die E-Mail-Adressen der Referentinnen und Referenten.

Wir verbinden mit dieser Dokumentation wie auch mit den Filmen die Hoffnung, dass Sie die Impulse unserer Tagung aufnehmen und in Ihren Kontexten einbringen: Nutzen Sie die Texte für eigene Veranstaltungen! Kontaktieren Sie Referentinnen/Referenten und laden Sie sie zu Veranstaltungen in Ihre Gemeinden ein! – Und wenn Sie mögen, berichten Sie mir davon. Ich würde mich freuen!

Herzliche Grüße,

Ihre Susanne Schenk (Fachreferentin Ökumene im OKR)

VORWORT	3
I. WE SHALL OVERCOME – IMPULSE	
Denn mit Rassismus werden wir, die Betroffenen, jeden Tag konfrontiert (Nadia Asiamah)	5
Wenn wir endlich wissen, dass es nur eine Rasse gibt: Mensch (Anaëlle Koschnike-Nguewo)	6
Wie können wir als Migranten aktiv in der Kirche sein? (Jonas Elias)	8
Die Vision einer „inklusive Gemeinde“ (Anna Kampl)	9
II. RASSISMUS – VORTRÄGE	
Worüber reden wir in der Kirche? (Masiwa Ragies Gunda & Hans-Ulrich Probst)	11
Eine biblische Herausforderung (Christian Staffa)	20
Black Theology (Anthony Reddie)	24
III. WAS IST ZU TUN? – WORKSHOPS	
„Realtalk!": Wie können wir über schwierige und sensible Themen sprechen?	30
Meine Würde kommt von Gott: Antirassismusbearbeitung in der Kirchengemeinde	31
Mission und Rassismus: Eine widersprüchliche Beziehung	32
Das Volk und die Völker: Begrifflichkeit und Perspektiven in der biblischen Überlieferung	33
Im Fadenkreuz: Kirche als Feindbild der extremen Rechten	34
Angstmauern und Feindbilder ins Fließen bringen und tanzen lassen: Impulse aus der systemisch orientierten Seelsorge	35
Wo ansetzen? Was tun? Ideensuche für eine rassismuskritische kirchliche Arbeit	36
Talk with Masiwa Ragies Gunda: Das ÖRK-Programm zur Überwindung von Rassismus	37
„Du Jude!": Ein Schimpfwort, das Religionspädagogik unmittelbar angeht	39
KONTAKTDATEN DER REFERENTINNEN UND REFERENTEN	41

I. WE SHALL OVERCOME – IMPULSE

Denn mit Rassismus werden wir, die Betroffenen, jeden Tag konfrontiert

5 Punkte zur Überwindung. Von Nadia Asiamah

Nadia Asiamah ist in Stuttgart geboren und aufgewachsen, ihre Familie kommt aus Ghana. Zurzeit lebt sie in Zürich. Asiamah ist eine der Initiatorinnen der Silent Demonstrations und Mitgründerin der Black Community Foundation. Ihr Gespräch mit Lea Schlenker, in dem sie von ihren Kindheits- und Jugenderfahrungen erzählte wie auch von ihrem heutigen Einsatz als junge Erwachsene, eröffnete die Tagung (Film: Nadia Asiamah im Gespräch). Für das Schlusspodium (Film: Schlusspodium) formulierte sie die folgenden Aufforderungen.



1. Von Rassismus betroffene Leute einladen, sie zu Wort kommen lassen, ihnen zuhören!
2. Auf Migrantinnen und Migranten zugehen, ihre Ideen hören und diese in die Gestaltung des kirchlichen Lebens mit einbeziehen!
3. Eigene Verhaltensweisen und Denkmuster bezüglich des Rassismus überdenken!
4. Eigene Fehler eingestehen! Denn nur wer die eigenen Fehler erkennt und eingesteht, kann auch etwas ändern.
5. Die Themen, die in dieser Tagung besprochen wurden, sollten verinnerlicht werden und nicht in Vergessenheit geraten. Denn mit Rassismus werden wir, die Betroffenen, jeden Tag konfrontiert.



Anaëlle Koschnike-Nguewo ist Mutter dreier Kinder und lebt mit ihrer Familie in Balingen. Sie kommt ursprünglich aus Kamerun und ist nach ihrem Abitur zum Studieren nach Deutschland gekommen. Ende 2018 gründete sie einen christlichen Verein „Brennende Herzen für Christus“ zur Bildung und gesundheitlichen Versorgung benachteiligter Familien und 2020 eine interkulturelle Gruppe zur Förderung des Miteinanders „FürMitEinAnder“. Frau Koschnike-Nguewo ist unter anderem im Bereich Migration und Integration tätig und seit Februar 2021 Mitglied im Migrationsbeirat Zollernalbkreis. – Ihre Gedichte berührten und begeisterten die anderen Tagungsteilnehmenden im Abendmahlsgottesdienst und am Abend der Begegnung.

Die Angst vor dem Fremden

Die Angst macht uns schwach

Sie hält uns in einem starren Gefängnis

Weißt du nicht, dass deine Angst dich in einem Gefängnis hält?

Komm, lasst uns aufeinander zugehen

Ich erzähle dir, wer ich bin

Dann wirst du merken, dass wir doch mehr gemeinsam haben

Dass ich die gleichen Emotionen wie du haben kann

Dass Ignoranz Angst erzeugt und Wissen Angst bekämpft

Dann wirst du feststellen, dass wir im Grunde nicht so unterschiedlich sind

Dass uns mehr miteinander verbindet, als wir denken

Dass wir menscherzeugte Zuschreibungen und Spaltungen nicht weiterberücksichtigen sollen

Dass, wenn wir endlich wissen, dass es nur eine Rasse gibt: Mensch

Dass wir endlich das erreichen können, was Gott vorgesehen hat: ein Leben Miteinander und Füreinander in Ihm.

Ich weigere mich!

Ich weigere mich, die Brille der Gesellschaft zu tragen

Ich weigere mich, mich mit deren Augen zu sehen

Ich weigere mich zu glauben, dass ich eine andere Haarfarbe, Hautfarbe, Figur ... haben muss, um angenommen zu werden

Ich weigere mich, den Anderen die Macht zu geben, mich zu verletzen

Ich weigere mich, den Anderen über meinen Wert, meine Würde entscheiden zu lassen

Ich weigere mich, ständig beweisen zu wollen, dass ich den Klischees nicht entspreche

Ich weigere mich, mich in vorgefertigte Schubladen stecken zu lassen

Ich weigere mich, die Schwarze, die Afrikanerin genannt zu werden, wenn auf meiner Geburtsurkunde vier Namen zur Auswahl stehen: Estelle Anaëlle Diepe Nguewo

Ich weigere mich zu denken, dass ich eine andere als ich sein muss, um von der Gesellschaft akzeptiert zu werden

Ich weigere mich, mein Ich, meine Identität zu verlieren, weil ich der Gesellschaft gefallen möchte

Ich weigere mich, mich durch Bemerkungen kränken zu lassen

Ich weigere mich, mein Potenzial nicht auszuschöpfen, weil für mich in dieser Gesellschaft keine Chance besteht, die obersten Stufen der Karriereleiter zu besteigen

Ich weigere mich, mit gesenktem Haupt durch das Leben zu gehen, weil ich den Blick der anderen nicht ertragen kann

Ich weigere mich, jeden Blick negativ zu interpretieren und mich als Opfer zu sehen

Ich weigere mich, die Rolle, den Platz anzunehmen, den die anderen für mich gewählt haben

Ich weigere mich, den Stimmen in mir und um mich herum Glauben zu schenken, die mir sagen wollen, dass ich nicht gut genug bin

Ich weigere mich, mein Haus nicht gerne verlassen zu wollen, weil ich Angst vor dem Blick der anderen habe

Ich weigere mich, mein Leben auf dieser Erde nicht genießen zu können, weil ich nicht wie die anderen bin

Ich weigere mich, mich meiner Hautfarbe, meiner Herkunft, meines Andersseins zu schämen

Ich weigere mich, auf Hass mit Hass zu antworten

Herr, ich danke Dir, dass ich eine wunderbare Kreatur bin, dass Du mich als Dein Ebenbild erschaffen und einen guten Plan für mein Leben hast. Meine Würde kommt von Dir, Der mich bedingungslos liebt.



Wie können wir als Migranten aktiv in der Kirche sein?

Überlegungen und Wünsche von Jonas Elias



Jonas Elias ist Mitglied der Eritreischen Evangelischen Lutherischen Gemeinde in Stuttgart. Er war lange in der Jugendarbeit aktiv, engagiert sich in der Gemeindeleitung und gehört zum Vorstand des Internationalen Konvents christlicher Gemeinden in Württemberg (IKcGW). Elias nahm nicht nur persönlich an der Tagung teil, er trug auch einen der vier Kurzfilmimpulse des IKcGW bei. „Landeskirche und Migranten“ ist sein Thema – nicht nur im Filmimpuls. Die folgenden Sätze folgen seinem Filmbeitrag.

Wie können wir selbst als Migranten aktiv in der Kirche sein? Und: Was tut die Landeskirche, damit die Migranten motiviert sind, mitzuwirken, mitzuarbeiten?

Ich sehe da verschiedene Faktoren. Das eine ist natürlich – so wie bei mir selbst: Ich bin von mir aus willig, will mehr machen und bin dadurch auch aktiv.

Aber was ich vermisse – es gibt ein strukturelles Problem in der Kirche! Das fängt für mich ganz unten an, auf der Ebene der Gemeinde: Die Migranten werden nicht involviert.

Viele von ihnen haben ja zunächst eine gewisse Scheu. Weil sie möglicherweise die Sprache nicht beherrschen oder weil sie sich kulturell ein wenig schwertun. Und so werden sie nicht von sich aus aktiv, in der Gemeindegarbeit mitzuwirken.

Daher wäre mein Wunsch, dass die Gemeinden die Leute motivieren. Da kann man einiges tun, indem man auf sie zugeht und sie bei kleinen Arbeiten, zum Beispiel beim Singen, mitmachen lässt oder bei anderen Gemeindeaktivitäten. Mit der Perspektive, dass sie dann auch in weitere Aufgaben hineinwachsen. Dass sie zum Beispiel Chöre leiten oder andere Leitungsaufgaben übernehmen. In der Gemeinde, aber auch auf der Ebene des Bezirks oder der Landeskirche.

Das vermisse ich stark! Das ist sehr, sehr selten.

Ich kann ein Beispiel geben: die letzten Synodalwahlen. Da ist mir wahnsinnig aufgefallen: Bei den Leuten, die zur Wahl standen, habe ich kaum Migrantennamen gesehen, geschweige denn von den Bildern her eine andere Hautfarbe. Und dann die, die jetzt gewählt sind – wenn ich die Synode anschau, entdecke ich auch sehr wenige.

Was das bedeutet: Es ermutigt uns nicht, uns mehr einzubringen.

Deshalb wäre das mein Wunsch: In der Kirche, strukturell, diese Leute auswählen, sie fördern, indem sie mitwirken und dann auch die Chance bekommen, gewählt zu werden. Denn gewählt zu werden setzt voraus, dass man vorgeschlagen wird. Und man kann ja nur vorgeschlagen werden, wenn man auch innerhalb der Kirche, in der eigenen Gemeinde, bekannt ist.

Das würde ich mir wünschen, dass wir da einmal strukturell überlegen: Wie können wir – als Pfarrer, als Gemeindeleiter, als Dezernat – einen Weg finden oder Möglichkeiten schaffen, dass jeder mitmachen kann?

Migranten sollten wir als Bereicherung und Reichtum sehen, denn wir sind alle Gäste in dieser Welt; wie es im 1. Petrusbrief (2,11) heißt: **„Liebe Freunde, ihr seid nur Gäste und Fremde, in dieser Welt“.** **Deshalb ermahne ich euch ...“!**

Ein Bericht von Anna Kampf

Anna Kampf nahm als Delegierte der Evangelischen Kirche in Österreich an der Tagung teil. Den Einblick, den sie uns in das Leben ihrer Wiener Diasporagemeinde bot, befruchtete die Tagung als konkrete Anschauung dessen, was heute schlicht schon möglich ist. Sie stellt sich in ihrem Bericht selbst vor.



Mein Name ist Anna Kampf, eine „böhmische Schwester“, wie ich vor Kurzem beschrieben wurde. Aufgewachsen bin ich in Ostböhmen. Nach dem Theologiestudium in Prag bin ich über ein Auslandsstipendium der Evangelischen Kirche für ein Jahr nach Wien gekommen, habe mich verliebt und bin geblieben. Seit 2016 lebe ich mit meinem Mann und meinen beiden Töchtern in Simmering und bin mit Leib und Seele dort Ortspfarrerin. Im Mittelpunkt meiner Arbeit steht die **Vision einer „inkluisiven Gemeinde“**.

Diese Vision lebe ich vor Ort in meiner kleinen evangelischen Pfarrgemeinde (ca. 1600 Mitglieder) im 11. Wiener Bezirk (bekannt als Simmering). Die Evangelische Pfarrgemeinde A.B. Wien-Simmering – Glaubenskirche versteht sich als **offene, vorstädtische und vielfältige Gemeinde**, in der jeder und jede seinen/ihren Platz finden kann.

Seit 2018 darf ich als amtsführende Pfarrerin diese wunderbare bunte Gemeinde, die Menschen aus unterschiedlichen Kulturen und allen Generationen eine Heimat bietet, leiten. Dies tue ich mit Freude und Begeisterung gemeinsam mit einem Team engagierter ehrenamtlicher Mitarbeiter*innen. In unserer Glaubenskirche ist es mittlerweile selbstverständlich, dass die Lesung im Gottesdienst neben Deutsch auch in Farsi gelesen wird – oder, je nach Anlass, auch in anderen Sprachen wie Englisch, Akan, Tschechisch, Slowakisch.

Dass unser Gemeindeleben vielfältig und interkulturell ist, verdanken wir vor allem dem Ghana Minstrel Choir. 2003 hat er seine Heimat in der Glaubenskirche gefunden, 2005 wurde die Ghanaian Protestant Congregation, die hier jeden Sonntag Gottesdienst feiert, gegründet.

Seit 2014 gibt es in der Glaubenskirche praktisch laufend Taufkurse – vor allem auch, aber nicht nur – für Asylbewerber*innen. Überdies werden erwachsene Taufbewerber*innen aktiv in die ehrenamtliche Mitarbeit in der Gemeinde einbezogen.

Geflüchtete Gemeindemitglieder werden im Asylverfahren aktiv begleitet und auch im Vorfeld unterstützt (Vorbereitung für die Gerichtsverhandlungen, Kooperation mit der Rechtsberatung, Dokumentation des Engagements der Geflüchteten, regelmäßige Zeugenaussagen der Pfarrerin bei Gerichtsverhandlungen, Begleitung und Unterstützung der Geflüchteten durch österreichische Mitarbeiter*innen der Pfarrgemeinde).

Uns ist es wichtig, dass die Teilnehmer*innen des Taufkurses am christlichen Leben der Gemeinde teilnehmen und nicht nur den Taufkurs „absitzen“. Sie werden auf ihrem Weg zur Taufe als gleichberechtigte Teilnehmer*innen unserer christlichen Gemeinschaft wahrgenommen und behandelt. Sie nehmen am Abendmahl teil und übernehmen Verantwortung in verschiedenen Bereichen der

ehrenamtlichen Arbeit – etwa beim Kirchenkaffee, dem Kirchengottesdienst, der Gartenarbeit oder beim Besuchsdienst – und werden auch in die Gremien der Pfarrgemeinde gewählt (Gemeindevertretung und Presbyterium).

Der Wiener Stadtarchitekt Roland Rainer, der unsere Kirche 1962/63 baute, schrieb:

„Wir bauen unsere Kirche in eine stille Seitenstraße. Man geht durch einen niedrigen Gang, tritt von hinten durch ein niedriges Tor in den hohen stillen Kirchenraum und hat das lichte Kreuz aus Glasbausteinen an der Altarwand vor sich. Der Mensch muss heute aus Unruhe und Lärm seines Lebens zur Besinnung und Einkehr geführt werden, damit er wirklich beten und Gottes Wort hören kann. Darum wollen wir in unserer kleinen Diasporakirche nicht in falsche Konkurrenz mit Macht und Pracht der Welt oder der römischen Großkirche treten – wir wollen mit anderen Baumitteln, wie Stahl, Beton, Glas und immer wieder mit dem bodenständigen Fichtenholz, unter Verzicht auf falschen Prunk, unechten Schmuck, täuschende Fassaden, also echt und wahrhaftig, aber eben darum würdig bauen.“

Eine knappe und sehr präzise Formulierung, die die Atmosphäre der Glaubenskirche treffend beschreibt.

„Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Dieses Bibelzitat aus dem Evangelium nach Markus steht bei unserem Kircheneingang. Diesen Satz spricht Jesus im Kontext einer Heilungsgeschichte. Ohne den konkreten Kontext könnte er ganz anders interpretiert werden, als er zu verstehen ist. Es geht dabei nicht um einen Glauben an die eigene Allmächtigkeit, sondern um einen Glauben aus einer tiefen Ohnmacht heraus; und gerade in dieser Ohnmacht ist der Glaube als Vertrauen besonders stark zu spüren.

„Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt“ ist ein Spruch, der uns in der Glaubenskirche trägt. Im Vertrauen auf Gott können wir alle gut miteinander leben: Junge und Alte, Menschen aus verschiedenen Ländern, Leute mit unterschiedlichen Bildungshintergründen, mit mehr oder weniger Geld, in unterschiedlichen sozialen Lagen kommen zusammen und versuchen, in all ihrer Unterschiedlichkeit und mit ihren verschiedenen, ganz persönlichen Biographien **gemeinsam Gemeinde zu sein**. Da und jetzt. So soll es sein.

Rassismus heute. Worüber reden wir in der Kirche?

Ein Doppelvortrag von Masiwa Ragies Gunda und Hans-Ulrich Probst

Dr. Masiwa Ragies Gunda aus Zimbabwe ist seit Sommer 2021 programme executive for programmatic responses on overcoming racism des Ökumenischen Rats der Kirchen in Genf. Er promovierte in Bamberg und war Dozent an der University of Zimbabwe sowie Postdoc in Bamberg. Gleich nach Amtsantritt in Genf sagte er kurzfristig zu, an der Tagung teilzunehmen, sie war sein erster amtlicher Auswärtstermin. Das war uns eine Ehre und Freude!

Dr. Hans-Ulrich Probst ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Praktische Theologie III der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Zuvor war er Referent der Evangelischen Landeskirche in Württemberg für die Themen Populismus und Extremismus. Probst ist Mitglied der Evangelischen Landes-synode von Württemberg.

Gunda und Probst sprachen sich ab, den einführenden Vortrag als Doppelvortrag zu halten. So gehen sie auf die Frage „Worüber reden wir in der Kirche?“ aus zweifacher Perspektive ein – aus der ÖRK-Perspektive der weltweiten Ökumene einerseits und aus der Perspektive der Evangelischen Landeskirche in Württemberg andererseits. Der erste Teil des Doppelvortrags liegt als Powerpointpräsentation vor. Diese wie auch die Filmmitschnitte beider Vortragsteile können über unseren Webauftritt abgerufen werden (vgl. Vorwort). Weitere Ausführungen Gundas zum Thema finden sich im Workshopbericht über „Talk with Masiwa Ragies Gunda“ (s. u. III).



RACISM, RACIAL DISCRIMINATION AND XENOPHOBIA

TOWARDS AN ANTI-RACIST CHURCH ADVOCATING RACIAL JUSTICE
AND THE DIGNITY OF THE STRANGER

INTRODUCTION

PRE-1948 Christian groups identify a worrisome "race problem" - pray for it and speak out against it

1948-1990 World Council of Churches - racism is contrary to the Christian faith, it is a sin that must be opposed by prayer and action. Program to Combat Racism 1969, led to success of liberation wars in southern Africa

Post 2015 - the massacre of 9 African American christians in a church in Charleston, South Carolina, USA shocked the ecumenical movement to realise racism was alive and dangerously widespread.

2021 - Programme Overcoming Racism, Racial Discrimination and Xenophobia. The sin of racism is manifesting itself across the world, globalization has inspired a wave of migration, exposing migrants to racial discrimination. Churches need to reflect together, act together to overcome this sin.

What is Racism?

- International Convention for the Elimination of all forms of Racial Discrimination (ICERD) Article 4 defines racism as “ideas or theories of superiority of one race or group of persons of one colour or ethnic origin, or which attempt to justify or promote racial hatred and discrimination in any form”.
- A “race” was first used to refer to speakers of a common language, then to denote national affiliations, skin pigmentation etc. The UN and WCC both agree that there is no scientific, rational or faith basis for putting people into different “races” because there is only one human family.
- While “race” is imagined or imaginary, racism, racial discrimination and xenophobia are all real, and there are many people that have experienced these and whose lives have been shaped by these experiences
- These experiences have arisen because of one’s **skin colour**, **ethnic origin**, **linguistic background**, **caste** or **cultural heritage**.
- **Physical diversity or any diversity is not the problem! It is OK to observe our differences, just as we observe our similarities BUT problem arises when our differences are used as a basis for sanitizing hatred, discrimination, exclusion, deprivation and denial of rights, dignity and privileges.**

THE WCC: A FELLOWSHIP OF CHURCHES

- Overcoming racism, racial discrimination and xenophobia is a commitment that is at the intersection of the core commitments made by WCC member churches.
- WCC member churches commit to “reflect, speak, act, worship and work together, challenge and support each other, share and debate with each other” to realise or to facilitate the establishment of justice and peace in the world.
- Racism, racial discrimination and xenophobia are symptoms of the absence of justice and peace, of denied human dignity and of a failure to live by the tenets of our faith.



WCC REGIONAL MANIFESTATIONS OF RDX

- Racism, racial discrimination and xenophobia are experiences shared by many people in all the regions of the world.
- Some manifestations are peculiar to some regions, though mostly, different regions tend to have dominant and dormant manifestations of RDX.
- Other manifestations are prevalent in all regions, especially, immigrants and people of African descent appear to be the worst affected groups in all the regions.
- Racism is not simply about the colour of one's skin, it is about ethnicity, culture, language, hair texture, and caste!
- Racism affects people differently, men and women of the same race do not suffer exactly the same experience.



PRE-1948: SOME OBSERVATIONS BY ECUMENICAL GROUPS

- The “race-problem” was noted and discussed at the Stockholm Conference on Life and Work (1925), there was great optimism that “preaching the brotherhood of men” and “spreading modern education” would result in “race-prejudice” being eliminated.
- The International Missionary Council meeting in Jerusalem (1928) demanded “worldwide interracial unity”.
- While the ecumenical movement was observing the presence of race-prejudice, the 1930s to the 1940s saw one of the worst atrocities in human history when «in the name of racial purity» six million Jews were systematically murdered. Some Christians opposed this atrocity, others supported it and many others remained silent, praying and not doing anything about it.
- The Oxford Conference (1937) on Church, Community and State spoke, “against racial pride, racial hatreds and persecutions, and the exploitation of other races in all their forms”.
- These problems, as well as many others that were exposed by the World War 2, must have led churches to realise the need for justice and peace and their responsibility in making sure there is justice and peace in the world.

MILESTONES IN WCC’S RACIAL JUSTICE INTERVENTIONS

- From its formation, the WCC has consistently focused on «racial injustice» making key declarations and pronouncements along the way:
- First Assembly, Amsterdam 1948; The Church as a worshipping body is the community of people who have found oneness in Jesus Christ. We strongly affirm our conviction that the Body of Christ cannot be divided by racial class and other discriminations, and that any church or Christian group which upholds them in the name of Christ, is denying the very meaning of the Christian faith.
- Second Assembly, Evanston 1954; resolved «that any form of segregation based on race, colour, or ethnic origin is contrary to the gospel, and is incompatible with the Christian doctrine of man and with the nature of the Church of Christ.»
- Fourth Assembly, Uppsala 1968; «Racism is a blatant denial of the Christian faith. (1) It denies the effectiveness of the reconciling work of Jesus Christ, through whose love all human diversities lose their divisive significance; (2) it denies our common humanity in creation and our belief that all men are made in God’s image; (3) it falsely asserts that we find our significance in terms of racial identity rather than in Jesus Christ.» The fourth Assembly correctly linked racism to economic and political exploitation and called for practical action from churches including divesting investments from institutions seen to be supporting institutional forms of racism, establishment of the Programme to Combat Racism.

MILESTONES CONTINUED

- In the rationale for setting up the Programme to Combat Racism (1969), the WCC noted that «Racism is not an unalterable feature of human life. Like slavery and other social manifestations of man's sin, it can and must be eliminated ... Clearly a determined attack on racism must come as a commitment of the WCC».
- The most telling position of the WCC emerged at the Fifth Assembly in Nairobi in 1975. After a thorough theological analysis of racial discrimination, the WCC concluded «We are obliged to confess that racism is a sin, not only of individual Christians, but of churches and societies at large ... The term 'collective sin' is appropriate because it indicates that racism has so permeated the churches and the societies in which they are set that it has become part of the structure of ordinary life. People have become accustomed to patterns of neglect of and contempt for others, of injustice and prejudice, of degradation and exploitation and, now regard them as 'normal' ... We are not branding racism as sin without at once responding to it with real and practical penitence. This response involves repentance both at the individual level and at the corporate level, and repentance commits us to action. The two elements are intimately connected, which is why we prefer to speak of repentance-action or penitent action.»
- With this conviction, the WCC committed to stand with colonised peoples and was actively involved in the liberation of peoples of Southern Africa until the fall of apartheid in South Africa in 1990. Thereafter, other pressing needs allowed responses to racism to recede in visibility. Events in Charleston in 2015, when 9 African American Christians were murdered while gathered for a Bible Study in Church forced racism to reappear in a forceful way in the face of the ecumenical movement. Developments since then led to the establishment of the current programme to Overcome Racism, Racial Discrimination and Xenophobia.
- Programme to Overcome Racism, Racial Discrimination and Xenophobia (2021) is a transversal recognizing racism, racial discrimination and xenophobia permeate all spheres of our life and must be opposed and overcome by using all instruments at our disposal in sacred texts, theology, prayer and other instruments such as UN mechanisms.

Time to be Proudly Anti-Racist Christians, Muslims, Hindus, Bahais, Buddhists etc!

CONCLUDING OBSERVATIONS

- There is no credible basis, both in science, faith and society for racial injustice
- The onus to overcome racism, racial discrimination and xenophobia is on all people of goodwill, the WCC exhorts its member churches to take the lead in their societies by ridding themselves of these evils and advocating for government commitments to do the same.
- I, therefore, want to commend you for taking this initiative, I want to implore you all to revisit the significance of the «penitent action» proposition from the fourth Assembly of 1975.
- Let us work together to expand the conversation beyond your church!

Meine Aufgabe ist es nun einerseits, den gerade gehörten Beitrag noch einmal zuzuspitzen und aus der Perspektive einer mehrheitlich dominanten, *weißen* Kirche aufzugreifen (1.). Ich will andererseits Themen benennen, die uns innerhalb der Evangelischen Landeskirche in Württemberg beschäftigen sollten, wenn wir von Rassismus sprechen (2.). Hier will ich vor allem auf das Thema Alltagsrassismus zu sprechen kommen (a.). Knapp eingehen will ich auf das Thema der Dekolonisation (b.). Abschließend möchte ich in einem Ausblick auf die Frage eingehen, wie Rassismuskritik innerhalb der Landeskirche aussehen könnte (3.).

1. Anknüpfung an die Ausführungen Masiwa Ragies Gundas

Wir haben gerade den historischen Prozess innerhalb des ÖRK beziehungsweise der ökumenischen Bewegung grundsätzlich vorgestellt bekommen: Masiwa Gunda hat entfaltet, wie in verschiedenen Etappen im 20. und 21. Jahrhundert der gesellschaftliche Rassismus innerhalb der ökumenischen Bewegung thematisiert wurde. In verschiedenen Stellungnahmen wurde die christlich-ökumenische Opposition zum Rassismus artikuliert. Der Kampf gegen Rassismus war ein wesentlicher Bestandteil der kirchlichen Arbeit für Gerechtigkeit und Frieden in der Welt.

Die christliche Botschaft, das zeigte der Durchgang durch die Positionierungen nach dem Zweiten Weltkrieg deutlich, steht in massivem Widerspruch zu Formen des Rassismus. Einige Spitzenformulierungen, auf die Masiwa eingegangen ist, seien hier wiederholt: „Der Leib Christi kann nicht nach rassistischen Kriterien geteilt werden“; „Rassismus ist unverhohlene Entgegnung zum christlichen Glauben“; „Rassismus verneint die Vorstellung der Schöpfung aller Menschen als Gottes Ebenbild“; „Rassismus ist Sünde, die nicht einfach von Individuen begangen wird, sondern auch durch Strukturen in Kirchen und Gesellschaften erzeugt wird“.

Die Erklärung von Nairobi 1975 macht deutlich, was zur Rassismuskritik notwendig ist: Es braucht Buße und die Bereitschaft zur Umkehr sowohl auf individueller als auch auf organisatorischer Ebene. Dies ist auch Teil der heutigen Aufgabe, wenn im neuen Programm des ÖRK gefordert wird: Rassismus muss in allen Bereichen des Lebens und mit allen kirchlichen Handlungsmöglichkeiten überwunden werden. Wichtig ist dabei zu betonen, dass es im aktuellen Programm des ÖRK, aber auch schon 1975, nicht mehr begrenzt um Rasseideologien oder Rasetheorien geht: Der Blick richtet sich sowohl auf alltägliche Formen des Rassismus als auch auf institutionelle und strukturelle Spielarten des Rassismus. Es geht um individuelle Einstellungen, aber auch um Machtstrukturen, die Menschen ausgrenzen.

Daher sollten wir weiter präzise auf die Kontexte rassistischer Phänomene achten. Rassismus – oder besser Rassismen treten in unterschiedlichen Ausformungen zutage, sie sind kein stabiles Phänomen; Rassismen wandeln sich. Es ist eben nicht einfach die naive und pseudowissenschaftliche Rassenideologie des 19. Jahrhunderts, die heute den Rassismus bestimmt. Die Auseinandersetzung mit sogenannten Rasetheorien ist für ein historisches Verständnis von Rassismen wichtig. Doch jene sind nicht *die* Formen des Rassismus, auf die wir uns konzentrieren sollten. Denn allzu schnell ermöglichen sie eine plakative Exkulpation, eine Selbstabwehr: Das hat aber jetzt wirklich nichts mit mir/ mit uns als Kirche zu tun. Dagegen stehen wir auf! Daher will ich bezogen auf die Kirche in der Folge am Begriff des Rassismus arbeiten, um den Fokus auf *unser* Tun zu richten. Es gilt für uns, uns vertiefter und eben selbstkritisch mit den Feldern auseinanderzusetzen, wo *wir* blinde Flecken haben und Rassismen ausblenden.

2. Themen der kirchlichen Rassismuskritik

a. Alltagsrassismus

Rassistische Abwertung geschieht durch vielfältige Kategorien. In der aktuellen Debatte um Rassismus wird auf die Dominanz des Alltags- und Kulturrassismus, auf den „Rassismus ohne Rasse“, auf den „Neorassismus“ hingewiesen. Der Fokus liegt also auf alltäglichen Erlebnissen, die stigmatisieren und gleichzeitig signalisieren: du bist anders, weniger wert. Alltägliche Erlebnisse, die als Mikroaggressionen wahrgenommen werden und häufig in subtiler Form geschehen. Die Texte von Alice Hasters oder Reni Eddo-Lodge haben dafür eine neue Aufmerksamkeit auch in Deutschland erregt: Hautfarbe, ethnische Herkunft, Sprache oder insbesondere Kultur – das sind Kategorien, die den Ausgangspunkt im Bereich des Alltagsrassismus bilden. Alltagsrassismen bestehen aus kleinteiligen Praktiken, die Menschen aus einer Gruppe ausschließen. Dabei geht es um sprachliche Missachtung, um Erniedrigungen, um übergriffige Körperhandlungen. Es sind aber auch die unreflektierten Momente, in denen sich das Wir vom „Die Anderen“ scheidet.

Charakteristikum des Alltagsrassismus ist, dass Angehörige einer Dominanzgesellschaft ihn tief verinnerlicht haben, ihn häufig nicht wahrnehmen, weil sie nicht dafür sensibilisiert sind. Alltagsrassismen sind jedoch nicht einfach Dinge, über die wir hinweggehen sollten. Sie sind gefährlich und gesellschaftlich spaltend, weil ihnen ein kulturrassistisches Grundprinzip innewohnt: dass es monolithische und getrennte Kulturen gebe; dass jede kulturelle Grenzverwischung angeblich schädlich sei; und dass verschiedene

Lebensweisen, Traditionen und angeblich homogene Kulturen miteinander unvereinbar seien.

Ich will hier ein Beispiel für kirchlichen Alltagsrassismus anbringen. Es entstammt einem Chrismon-Interview mit Sami Omar, der in einer landeskirchlichen Gemeinde in Württemberg groß geworden ist. Heute setzt er sich intensiv mit Rassismus in der deutschen Gesellschaft und insbesondere in der Kirche auseinander.¹

chrismon: Herr Omar, viele Kirchengemeinden und Kirchenleitungen sprechen sich gegen Rassismus und Diskriminierung aus. Sie sind in einer schwäbischen Pfarrersfamilie aufgewachsen. Welche Erfahrungen haben Sie gemacht?

Sami Omar: Als Kind und Jugendlicher war Kirche für mich, was Wasser für Fische ist. Etwas, in dem man sich ganz natürlich bewegt. Zugleich war mir immer klar, dass ich gesehen werde, und zwar mit einem besonderen Blick. Das war ein Blick der gnädigen Zuwendung.

chrismon: Was hat dieser besondere Blick bei Ihnen bewirkt?

*Sami Omar: Mein ganzer Glaube wurde mir von weißen Menschen vermittelt. Sie haben mir beigebracht, dass es dem lieben Gott egal ist, welche Hautfarbe du hast, er hat uns alle lieb. Ein nicht ganz auf den Kopf gefallenes Kind, das anders aussieht als die anderen, fragt sich natürlich, warum das ständig betont werden muss, dass Menschen, die so aussehen wie ich, **auch** von Gott geliebt werden, während es bei den anderen selbstverständlich ist. So habe ich mich immer als etwas **Besonderes** wahrgenommen und die anderen als die Norm begriffen. Und das hätte ich gern anders. Wenn dann gesagt wird, dass das doch in der besten Absicht und im besten Glauben geschehen ist, haben Sie in solchen Zusammenhängen große Schwierigkeiten, glaubhaft zu machen, dass es dennoch verletzend ist.*

Rassismus findet also trotz vieler öffentlicher und plakativer Erklärungen oder christlicher Leidenschaft gegen Rassismus auch in Gemeinden statt. Er geschieht eben nicht nur durch Hass oder offensichtliche Diskriminierung. Die Praktiken der rassistischen Diskriminierung sind kleinteiliger, sie sind niederschwelliger.

Da ist der Blick, den Sami Omar beschreibt: „Ich werde gesehen“ – das meint hier ganz unmissverständlich eben nicht den anerkennenden Blick. Er meint einen Blick, der ihn zum Anderen werden lässt. Dieser Blick hat ihm als Jungen deutlich gemacht, dass er eben nicht selbstverständlicher Teil einer kirchlichen Gemeinschaft ist.

Da ist die wohlmeinende Betonung: auch du gehörst durch die Liebe Gottes zu uns als Gemeinde. In der sicherlich gut gemeinten Integration liegt aber doch schon die Grenzziehung zwischen einem Wir und Dir. Wie eng beieinander eine Willkommenskultur und Ausgrenzung liegen kann: du bist der Andere in unserer Mitte. Hier könnten noch viele Berichte des Alltagsrassismus hinzugelegt werden.

Mich schmerzt das, weil ich auch um meinen Blick weiß, um meine Gesten der Willkommenheit, meine inneren Gedanken des „Woher?“. Auch ich blicke „verändernd“ auf Personen oder auf soziale Interaktionen, die für mich fremd oder anders sind. Ich nehme Personen als Andere aufgrund genau der Kategorien wahr, die wir vorhin gehört haben (Hautfarbe, vermeintliche Kultur, Sprache etc.). Ich denke, dass das wichtig ist, sich das einzugestehen und auch zu benennen, Alltagsrassismus eben bei uns in der Mitte festzustellen. Darüber nachzudenken, wo wir durch individuelle Handlungen, aber auch durch kirchliche Strukturen in Alltagsrassismen hineinverstrickt sind.

b. Dekolonisation und Missionsgeschichte

Am vergangenen Freitag wurde in Berlin die ethnologische Sammlung im Humboldt-Forum eröffnet. Die Ausstellungseröffnung stand stark im Zeichen und unter dem Thema der Dekolonisation. Bundespräsident Steinmeier rief Zivilgesellschaft, Wissenschaft, Verbände dazu auf, sich erneut und eingehender mit deutscher Kolonialgeschichte auseinanderzusetzen. Bei der Dekolonisation geht es darum, sich mit den Grundbedingungen von Unterwerfung und Machtstrukturen in der kolonialen Welt auseinanderzusetzen und sie aufzubrechen. Und auch hier geraten wir als Kirche in den Blick. Auf der einen Seite wird es um eine erneute Auseinandersetzung damit gehen, wie Unterdrückung, Gewalt und Degradierung in der Kolonialgeschichte mit religiösen und kulturellen Motiven der Missionsgesellschaften zusammenhängen. Die Abwertung von indigenen religiösen Vorstellungen zugunsten eines europäisch geprägten Christentums ist hier nur *eine* Ebene.

Aber auch die hehren Ziele, Bildung und „Zivilisation“ in Kolonien zu verankern, geraten hier deutlich ins Wanken. Die Machtdimensionen, das Gefälle zwischen den beteiligten Partner*innen sind klar erkennbar: Ein Überlegenheitsdünkel hat zu der Vorstellung geführt, einen höheren Auftrag zu haben, Zivilisation und Kultur zu vermitteln. Häufig höre und lese ich diesen Auftrag als eine Art Rettungsanker der Missionsgesellschaften in ihrer historischen Aufarbeitung – im Sinne von: „Wer kann denn etwas gegen Schulen haben?“ Doch ein dekolonisierender und rassistuskritischer Blick darauf sollte uns da

¹ Im Folgenden zitiert nach: <https://chrismon.evangelisch.de/artikel/2020/50607/rassismus-in-der-evangelischen-kirche>.

skeptisch werden lassen: Liegen nicht eben darin kulturelle Dominanzvorstellungen, die ein wesentliches Element des Rassismus bis heute darstellen?

Die Aufgabe und Herausforderung wird darin bestehen, Grundbausteine einer rassismuskritischen und dekolonisierenden Interkulturalität auch in die ökumenischen Kontakte einzutragen. Und auch die zahlreichen Missions- und Entwicklungsprojekte, die wir im Raum der Evangelischen Landeskirche in Württemberg unterstützen, sind hier an der Reihe: es geht um Machtdimensionen, die religiösen Wahrheitsansprüchen und einem oberflächlichen Begriff der Mission innewohnen. Es geht um Machtdimensionen, die durch finanzielle Förderungen bzw. Abhängigkeiten entstehen. Und es geht um Machtdimensionen, in denen unter der Flagge von Bildung oder Zivilisierung gesegelt wird.

3. Rassismus überwinden?

Für mich sind zwei Haltungen oder innere Einstellungen Voraussetzung für eine Auseinandersetzung mit dem Rassismus, die auf dessen Überwindung zielt.

- Es geht zunächst darum, Klarheit über die eigene Position und die eigene Rolle in den Machtsphären des Rassismus zu erlangen: Da die übergroße Mehrheit der Menschen in Kirchenleitung und Gemeindeleitung das Privileg hat, nicht von Rassismus betroffen zu sein, sollten wir vor allem darauf hören, welche rassistische Erfahrungen konkret in dieser Kirche gemacht werden; das Interviewprojekt zum „Rassismus im Alltag“ des DIMOE (Dienst für Mission, Ökumene und Entwicklung) ist hier ein gelungenes Beispiel.
- Es geht um Frustrations- und Fehlertoleranz in dieser Auseinandersetzung: durch Sozialisation sind wir in Rassismen hineingewachsen. Es ist befreiend und produktiv, das anzuerkennen und danach zu fragen, wo wir selbst in kleinteiligen rassistischen Praktiken eben auch verstrickt sind. Nicht den Rassismus auf die böse Gesellschaft schieben, sondern mit Reflexion und Buße bei sich selbst anfangen. Dabei sich nicht vorschnell zur Antirassistin oder zum Antirassisten erklären. Das ist ein langer und auch schmerzhafter Prozess, der durch viele Gespräche gestaltet wird. Die *United Church of Christ* bietet beispielsweise seit 2007 für ihre Mitglieder Begleitung in diesem Gesprächsprozess an. Da steht die Evangelische Landeskirche in Württemberg sicherlich erst an einem Anfang.

Ich sehe dann im Wesentlichen konkrete Felder, die ich hier andeuten möchte und gerne morgen im Workshop vertiefen will, wo wir in der Kirche konkret werden können:

- Unsere theologische Rede und Sprache sollten auf den Prüfstand gestellt werden: wo bedienen wir Bilder, mit denen wir primär eine weiße Kirche ansprechen? Welche Impulse aus der *black theology* können hierfür hilfreich sein? Wie kann Theologie zur Ressource für kulturelle Ambivalenzen und Ambiguitäten werden? Interkulturalität in der Kirche nicht als Ausnahme oder Sondersituation, sondern als Normalfall zu verstehen. Das macht auch die Arbeit an einem offenen Kulturbegriff nötig. All das hat einen Einfluss auf die kirchliche Öffentlichkeitsarbeit: Gelingt es, Diversität in den Kinderkirchzeitschriften, in Schulbüchern, im Gemeindebrief abzubilden? Wie können wir einladender sein?
- Und wir sollten kirchliche Strukturen und Repräsentationen verändern: Wie kann es gelingen, Diversität in den Kirchengemeinderäten, in der Landessynode zu erreichen? Gelingt es, eine höhere Diversität an Pfarre*innen und Diakon*innen zu erzielen? Die Landessynode hat einen Aktionsplan gegen Rassismus und Antisemitismus auf den Weg gebracht, den ich morgen gemeinsam mit Ihnen und euch weiter diskutieren möchte.

Mit Blick auf die Vielfalt und Interkulturalität in der Gesellschaft ist die Auseinandersetzung mit Rassismus wohl DIE Herausforderung der Zeit: Wird es gelingen, die Kirche zu einer rassismussensiblen, rassismuskritischen Akteurin einer diversen Gesellschaft zu machen, in der sich Diversität auch selbst abbildet? Der Alternative: also einer Kirche als Ort (imaginierter) kultureller und ethnischer Homogenität unterstelle ich nur bedingt Zukunftsfähigkeit. Es ist sicherlich ein weiter Weg, der auch anstrengend sein wird. Aber es geht um die Weiterentwicklung und Reform hin zu einer Kirche, die sich in dieser Welt neu auf den Boden ihrer Glaubenssätze stellt.

Nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Herr, nicht Mann noch Frau. Eine biblische Herausforderung

Oder:

Das christliche Abendland als populistisches und sich radikalisiertes Muster gesellschaftlicher Selbstbeschreibung und Versuche biblischer Gegenbilder

Ein Vortrag von Christian Staffa



Dr. Christian Staffa ist Studienleiter für Demokratische Kultur und Kirche/Bildung an der Evangelischen Akademie zu Berlin; 1999–2012 war er Geschäftsführer von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. (ASF). Staffa ist der Beauftragte der EKD für den Kampf gegen Antisemitismus.

Das Problem

Wir sehen uns einer sich radikalierenden rechtspopulistischen Welt gegenüber, die sich in wichtigen Teilen auf „bürgerliche christliche Werte“ beruft, wie sie in dem Begriff des Christlichen Abendlandes scheinbar zusammenschnüren. Wie diese Selbstbeschreibung in Anspruch genommen wird und welches Identitätskonzept mit welchen Anschlussmechanismen und welcher Aufladung konstruiert wird, soll Gegenstand dieses Vortrags sein. Zudem soll es dann darum gehen, wie sich christliche Theologie und Kirche dazu verhalten könnte und welchen theologischen Narrativen, welchen Glaubensbildern und nicht zuletzt welcher Praxis dieser von mir als Instrumentalisierung beschriebenen Indienstnahme des Christlichen gewehrt werden kann.

Zur Lage

Die politische Lage in Europa bietet ein Bild rechtspopulistischer Strömungen, die an Einfluss gewinnen. Frankreich, Niederlande, Großbritannien, Polen, Ungarn, Tschechien zeigen sich verschieden, aber doch in ähnlicher Richtung unterwegs: antieuropäisch, fremdenfeindlich, nationalistisch, antiliberal und antipluralistisch. Das Liberale

und Pluralistische wird als Palaver, Handlungsunfähigkeit produzierend und gleichwohl meinungsdiktatorisch beschrieben.

Corona hat das verstärkt und die Verschwörungsnarrative inflationiert.

Rechtspopulismus ist in seiner Grundstruktur nicht auf eine Konsistenz der Argumentation aufgebaut, sondern auf Emotionalisierung und Mobilisierung von Ängsten vor Unbekanntem, vor Anderen, vor Machtverlust und vor dem Verlust von Privilegien. Das Volk wird gedacht als homogenes Konstrukt, das mit einer Stimme spricht. Manchmal denken wir schon auch: Schön wär's. Aber wir wissen auch, dass das kein frommer Wunsch ist. Denn unterschiedliche Meinungen und Weltansichten sind Teil unserer Geschichte und Gegenwart und das weiß die Heilige Schrift.

Vox populi ist gerichtet gegen das wie auch immer zu beschreibende Establishment² – zu dem, wie nicht nur in den USA zu sehen ist, sondern auch in Deutschland, viele der rechtspopulistischen Akteure selbst gehören. Denken wir zum Beispiel an Thilo Sarrazin, der eine Million Bücher verkauft und von Tabu spricht und als Banker und Finanzsenator sicher zu den sehr einflussreichen Politikern gehört.

² Vgl. Andreas Lob-Hüdepohl, Demokratie stark machen gegen Rechtspopulismus – auch ein Beitrag der Kirchen, in: Das Fremde akzeptieren, Freiburg 2017, S. 123–137, 123f.

Zentraler ideologisch geladener Bezugspunkt dieser Bewegungen ist das so gedachte einheitliche Volk mit einer nationalen Identität: „Der Geist der politischen Freiheit kann außerhalb des Körpers des Nationalstaates nicht gedeihen ... Die nationale Identität bindet ein Individuum an ein Erbe, eine Tradition, eine Loyalität und eine Kultur.“³ Viktor Orbán bindet nun diese nationale Identität an ihren christlichen Charakter, die jetzt in dieser Verbindung Verfassungsrang in Ungarn bekommen hat.

Schon hier entsteht ein logisches Problem, das aber nicht wahrgenommen wird. Christlichkeit nämlich wird historisch und schon gar biblisch theologisch nur schwer an eine Nation oder auch nur an Europa zu binden sein. Aber so wie die Nächstenliebe in dieser Logik nur den Nächsten gilt, zuerst der Familie, dann dem Dorf, dann der Nation, so steht eben der recht eigentlich alles Nationale transzendierende christliche Glaube im rechtspopulistischen Weltbild als Fundament des Nationalen.⁴

Diese unchristliche Inanspruchnahme gilt auch für die Wortverbindung „christliches Abendland“, das bei aller geschichtlichen Vielgestalt historisch genau nicht für die Sache der Nation zu vereinnahmen ist. Das ist das 19. Jahrhundert!

Heute ziehen Menschen durch die Straßen als Verteidiger des christlichen Abendlandes, die diese so widersprüchliche Wirklichkeit und Geschichte, Gewalt und Caritas, aus Unterdrückung und Befreiung von diesen Ambivalenzen und Widersprüchen „zu reinigen“ streben und als Waffe gegen „das Fremde“ benutzen.

Das Christentum, das Römische Recht und die Aufklärung werden in dieser Tradition als Fundamente unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung beschrieben. Auch das – in Teilen – aufgeklärte Bürgertum folgte und folgt nicht selten dieser Linie, wie es zum Beispiel Bundespräsident Theodor Heuss 1950 tat, als er sagte, die westliche Zivilisation sei – anders als der sozialistische Osten – begründet in Golgatha, Rom und der Akropolis.⁵

Diese drei historischen Formationen wandelten nicht nur sich ständig, sondern standen auch in bestimmten historischen Phasen gegeneinander.

Behauptet wird hier aber, dass diese drei nicht selten gegeneinander gerichteten Fundamente die gesellschaftliche Wirklichkeit von Geschlechter- und Generationenbeziehung auch im Alltag bestimmten. Dazu wird dann auch gleich ein Gegensatz, ein Feind definiert: der Multikulturalismus. Er wird angeklagt, die importierten – anderen/schlechteren – Kulturen mit diesen unseren Alltag prägenden drei kulturellen Fundamenten, diese „ausverkaufend“, gleichzustellen.

Dabei haben sich die Orientierung für die Beziehung zwischen Mann und Frau und Kind in diesen drei historisch und gesellschaftlich so verschiedenen Fundamenten, Kulturkreisen so sehr unterschieden. Das lässt die Annahme einer einheitlichen Prägung unseres Alltags mehr als fraglich scheinen. Die gesellschaftliche Wirklichkeit dieser drei Säulen ist zudem gar nicht national zu verstehen – so sind zum Beispiel Athen und Rom zwei Weltreiche, die Aufklärung eine mehr als europaweite Geistesbewegung und das Christentum eine Weltkirche. Darüber hinaus sind sie von sehr viel mehr Multikulturalismus und in Teilen Liberalität – zumindest bezogen auf Geschlechterbeziehungen – gezeichnet. Grundsätzlich verfehlt eine so starre Vorstellung von Kultur ein zentrales Moment von gesellschaftlicher und kultureller Entwicklung überhaupt: die Veränderung und Offenheit für neue Einflüsse von außen. Nur so wird Kultur, nämlich indem sie sich verändert, nicht abgeschottet von Außen- und Fremdwirkungen.⁶

Anschlussfähigkeit

So weit die eine Seite des Themas. Die andere Seite ist die oben schon einmal erwähnte, nicht so gern gesehene und schon gar nicht analysierte Anschlussfähigkeit solcher grundlegender Formulierungen an christlich bürgerliche Denk- und Gefühlswelten. Wie schnell verstehen wir christlich abendländische Kultur als werthaltige gesellschaftliche Qualifizierung? Wie schnell wissen wir von

³ Wilders, Geert: Rede in Berlin im September 2011, online unter: <https://www.pi-news.net/2011/09/berlin-rede-von-geert-wilders-im-wortlaut>

⁴ Vgl. Viktor Orbán in seiner Weihnachtsansprache am 23.12.2017, übersetzt von Prof. Adorjan F. Kovacs: www.freiewelt.net/blog/viktor-orban-wir-muessen-die-christliche-kultur-verteidigen-10073116.

⁵ „Es gibt drei Hügel, von denen das Abendland seinen Ausgang genommen hat: Golgatha, die Akropolis in Athen, das Capitol in Rom. Aus allen ist das Abendland geistig gewirkt, und man darf alle drei, man muss sie als Einheit sehen.“ Theodor Heuss, Reden an die Jugend, Tübingen 1956, S. 32.

⁶ Francois Jullien, Es gibt keine kulturelle Identität, Frankfurt 2017/2, „Die Transformation ist der Ursprung des Kulturellen, und deshalb ist es unmöglich, kulturelle Charakteristiken zu fixieren“.

„den Anderen“, dass sie die Aufklärung verpasst haben, der wir heute so viel Freiheitsrechte und eben Demokratie verdanken, die aber nun tatsächlich im 18. und 19. Jahrhundert eine nur schmale christliche Spur hatte?⁷

Mit diesen Fragen wollen wir darauf hinweisen, dass auch unsere – die wir uns als demokratisch gesinnte Anhänger*innen der christlichen Religion oder „Gebildete unter ihren Verächtern“ verstehen – Reaktionen auf gesellschaftliche Entwicklungen und Veränderungen nicht selten Selbstidealisationen⁸ darstellen durch Romantisierung unseres Selbstbildes, oder brutaler gesagt durch Exklusion der „Anderen“ und Reservierung des Guten für unser Selbstbild. Wir „Deutsche“ und „Christen“ seien frauenfreundlich, demokratisch, aufgeklärt, wüssten also, dass Religion und Politik zwei getrennte Felder im Staatswesen und die Akzeptanz des und der anderen Religion, Nation, Kultur usw. unverbrüchliche Grundlinien einer Gesellschaft darstellen sollten.

Hier lässt sich die Brücke rechtspopulistischer Denkweisen zu „ganz normalen“ Selbstbeschreibungen sehen, die uns besser machen sollen als jene, die nicht dieser „westlichen“ christlichen „Wertegemeinschaft“ angehören.

Rechtspopulistisch wird allerdings die Gegnerschaft, also der oder die Andere, sehr viel stärker direkt sowie aggressiver angegangen. Zudem werden aus solcher Selbstidealisation und Abwertung der Anderen in politischem Sinne konkrete Forderungen nach auch körperlichem Ausschluss dieser „Fremden“ aus unseren Welten durch Abschiebung oder das gewaltsame Verteidigen der europäischen Außengrenzen.

Dagegen müssen wir als Kirche und Gemeinden aufstehen! Denn recht verstanden können sich unser Glauben und auch unsere Glaubenspraxis nie als geschlossene, als fertige verstehen. Zudem ist unser Sehnsuchtsort nicht von dieser Welt, schon gar nicht die Nation. „Gebt unserm Gott, nicht uns die Ehre, [...] wer sich rühme, rühme sich des Herrn.“

Welche biblischen Bilder könnten uns zum Aufstehen bewegen?

Wir sind immer unterwegs

Wir sind unterwegs mit denen, die vor uns unterwegs waren: Abraham und Sara, Jakob und Rebecca, Joseph, Ruth, Mirjam, Jesus. „In geradezu lakonischer Kürze fordert Gott Abram auf, all das zurückzulassen, was Identität vermitteln könnte: Vaterland, Heimat, Familie. Und in erneut äußerster Knappheit heißt es dann: ‚Da zog Abram aus, wie der GOTT ihm gesagt hatte‘ (Gen 12,4). Wort und Antwort – so geht Abram den ersten Schritt in ein neues und einigermaßen unbehaustes Leben. Wer er ist, erfährt er nicht selbstreflexiv.“⁹ Dieser Ansatz ist vielfach biblisch belegt – so durch den Hebräerbrief (Hebr. 11) oder in der Gewinnung der Jünger und Jüngerinnen durch Jesus. Auch sie wissen nicht, worauf sie sich einlassen, wer sie wohl werden in diesem Prozess des Mitgehens, und auch ist ihnen nicht Sicherheit, sondern Segen versprochen.

*Gott selbst wird sein, der ein*e Christ*in sein wird (Ex 3,14)*

Es gilt das Bilderverbot. Dem Gedanken der Gottesebenbildlichkeit folgend steht dies auch uns Menschen zu. Und es steht uns wohl an, gegen die Bilder davon, was genau ein Jude, ein Mann, eine Frau oder ein*e Christ*in sei, zu protestieren. Natürlich werden wir diese Offenheit nicht permanent vollziehen können. Aber die Weisung, uns kein Bildnis zu machen, erinnert immer wieder daran, dass unsere Bilder von Gott und von den je anderen für neue Erfahrungen und damit für Veränderungen offen sein müssen. Keinesfalls aber können, dürfen, sollen solche Bilder „Fremde“ kollektiv abwerten.

Vor Gott sind alle Menschen gleich, aber ihre Verschiedenheit bleibt gewahrt.

„Dennoch scheint mir dieses protestantische Prinzip, das jeden Menschen vor Gott gleichstellt, jedem Menschen einen unendlichen Wert zuspricht, die Arbeit für mehr Gerechtigkeit zur moralischen Pflicht zu machen und den Frieden zum Endzweck allen politischen Handelns zu erklären. Allein deshalb schon sollte es auch theologisch ins

⁷ Vgl. Wilhelm Gräb, Ein anderer Kirchentag 2017, Interview, 5. Februar 2017, http://religionsphilosophischer-salon.de/8786_ein-anderer-kirchentag-2017-interview-mit-dem-theologen-prof-wilhelm-graeb_weiter-denken: „Aus der theologischen Lehre vom Priestertum aller Gläubigen folgen dann der demokratische Grundgedanke der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz und ihr Recht auf Mitbestimmung in allen das Gemeinwesen bestimmenden Angelegenheiten. Dieses protestantische Prinzip ist zu Zeiten der Reformation weder kirchlich noch staatlich verwirklicht worden. Anpassung an obrigkeitstaatliches Denken und Demokratieverachtung waren in der ganzen Geschichte auch des Protestantismus ganz überwiegend seine mehrheitskirchlichen Kennzeichen.“

⁸ Zum Gebrauch des Begriffs „Selbstidealisation“ vgl. Birgit Rommelspacher, Ungebrochene Selbstidealisation, taz 18.1.2010, S. 4. „Wenn dies höchst zwiespältige europäische und deutsche Erbe nicht angenommen wird und man in einseitiger Selbstidealisation verharrt, führt man letztlich den alten Machtanspruch fort. Adorno sagt dazu: ‚Nicht selten verwandelt sich der faschistische Nationalismus in einen gesamteuropäischen Chauvinismus. Das vornehme Wort Kultur tritt anstelle des verpönten Ausdrucks Rasse, bleibt aber ein bloßes Deckbild für den brutalen Herrschaftsanspruch.‘“

⁹ S. Alexander Deeg, Leben auf der Grenze, in: Identität. Biblische und theologische Erkundungen, Göttingen 2007, S. 277–300, hier S. 287.

Zentrum des Reformationsgedenkens treten.“¹⁰ Diese fundamental demokratische Perspektive Wilhelm Gräbs, die so selten in der Reformationsgeschichte Wirklichkeit geworden ist, muss ein zentrales Motiv in der Auseinandersetzung mit Rechtspopulismus sein. Hier ist neben der versöhnten Vielfalt ein Zentrum biblisch-theologischer Argumentation zu suchen und zu finden.

„Die Gottesebenbildlichkeit ist das, was jedem zukommt, jedem sein Gepräge gibt, mir nicht mehr, aber auch nicht weniger als irgendeinem andern. Wir gehören alle zu Gott, wir sind alle dieselben. Im Wichtigsten und Entscheidenden sind wir gleich, alle ohne Unterschied; in jedem Menschen ist das Größte. Über die Grenzen, welche die Völker und die Rassen, die Stände und die Kasten, die Kräfte und Gaben abstecken wollen, geht die Einheit und geht die Hoheit des Menschlichen. [...] Nicht unser Wohlwollen oder unsere Bereitwilligkeit schenkt es jetzt dem andern, daß er unser Mitmensch

ist, und nicht eine gesellschaftliche Einrichtung oder eine staatliche Anordnung gibt es ihm, sondern er ist es kraft Gottes.“¹¹

Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Herr, nicht Mann noch Frau. (Gal. 3,28)

Mit der Taufe, also mit der Beschneidung des Herzens und mit dem Anziehen Christi ist eine neue Existenz in ethnischer, sozialer und geschlechtlicher Hinsicht verbunden. Alle Christen sind „einer“, wahlweise „eine“, in Christus, wobei hier sicher die Leibvorstellung wie schon in V 26 gemeint ist (vgl. 1.Kor 12,12–26). Auf jeden Fall wird die Existenz der Christen durch Jesus Christus geprägt, in dessen Machtfeld sie sich befinden. In diesem sind spezifische gesellschaftlich vorhandene Trennungen, nicht ihre Verschiedenheiten, aber deren gesellschaftliche und in Teilen auch heilsgeschichtliche Hierarchisierung aufgelöst.

¹⁰ Vgl. Wilhelm Gäb, Ein anderer Kirchentag 2017, Interview, 5. Februar 2017, https://religionsphilosophischer-salon.de/8786_ein-anderer-kirchentag-2017-interview-mit-dem-theologen-prof-wilhelm-graeb_weiter-denken.

¹¹ Leo Baeck, Die Schöpfung des Mitmenschen, in: Soziale Ethik im Judentum, Frankfurt 31914, S. 9–15.



Professor Anthony G. Reddie is the Director of the Oxford Centre for Religion and Culture in Regent's Park College, in the University of Oxford. He is also an Extraordinary Professor of Theological Ethics and a Research Fellow with the University of South Africa. He has a BA in History and a Ph.D. in Education (with theology) both degrees conferred by the University of Birmingham. He has written over 70 essays and articles on the interface between Black Theology and Practical Theology. He is the author and editor of 20 books. His latest co-edited book is entitled *Intercultural Preaching* (Oxford: Regent's Park College, 2020).

Reddie musste die Teilnahme an der Tagung leider krankheitshalber absagen. Mit seiner Zustimmung wurde sein Hauptvortrag "Black Theology in Britain Meets Black Lives Matter" von Masiwa Ragies Gunda vorgetragen.

Who is the 'Black' in Black theology in Britain?

Black identities have always been diverse and complex. They defy any simplistic ways of categorising people. The term Black has to be understood within the context of Britain and the tradition of identity politics that emerged in the 1970s. So, the term 'Black' does not simply denote one's epidermis but is rather also a political statement relating to one's sense of politicised marginalisation within the contested space that is Britain. I.e. being 'Black' is not just about those who are of 'African descent' living in the UK. It also relates to other non-White groups who suffer and experience racism.

Using the term 'Black' is to identify oneself as on the alternative side of the fence in terms of what constitutes notions of being considered acceptable and belonging when juxtaposed with the dominant

Eurocentric discourses that dominate the normal ways in which we see and understand what it means to be *authentically British*.¹

This tradition of political mobilization around the once maligned and socially constructed term of Black has its roots in the political left and the rise of coalition politics in the 1970s.² Whilst Black theology in Britain has been dominated by Black people of African and Caribbean descent, Asian scholars of the ilk of Inderjit Bhogal³, Mukti Barton⁴ and Michael Jagessar⁵ have made an impressive and much needed contribution to the development and refining of this theological discipline. In using the term 'Black Theology', we mean a radical rethinking of how we conceive of God and Jesus in light of the ongoing suffering and oppression of Black people in a world run and governed by White people. Black theology identifies God revealed in Jesus as committed to liberation and freeing Black people from racism and oppression.

The roots of Black theology arise from the lives of enslaved African peoples in the so called 'New World' of the Americas. Enslaved Africans in the Americas and the Caribbean, through their introduction to

- ¹ See Michael N. Jagessar and Anthony G. Reddie (eds.) *Postcolonial Black British Theology* (Peterborough: Epworth, 2007), pp. xiii–xiv.
- ² See Harry Goulbourne 'Collective Action and Black Politics'. In Doreen McCalla (ed.) *Black Success: Essays in Racial And Ethnic Studies* (Birmingham: DMee Vision Learning, 2003), pp. 9–38.
- ³ See Inderjit S. Bhogal 'Citizenship'. Anthony G. Reddie (ed.) *Legacy: Anthology in Memory of Jillian Brown* (Peterborough: The Methodist Publishing House, 2000). pp. 137–141 and Inderjit S. Bhogal *On The Hoof: Theology in Transit* (Sheffield: Penistone Publications, 2001).
- ⁴ Mukti Barton *Rejection, Resistance and Resurrection: Speaking out on racism in the church* (London: DLT, 2005).
- ⁵ Amongst Michael N. Jagessar's many books see *Full Life for All: The Work and Theology of Philip A. Potter* (Geneva: WCC publications, 1998), *Ethnicity: The Inclusive Church Resource* (London: DLT, 2015).

Christianity by White slave owners, latched onto the inherent liberative aspects of the Bible, in particular, the decisive intervention of God on the side of the oppressed in the Exodus narrative. In the Exodus narrative God demands that Pharaoh 'let my people go'. So, God was not seen as neutral nor distant. The key texts in Black theology remain the early work undertaken by James H. Cone, who is still seen as the founder and the greatest of Black theologians. Cone's early books were *Black Theology and Black Power*, *A Black Theology of Liberation* and *God of the Oppressed*⁶. In all three texts, Cone identifies God with the suffering and humiliation of Black people. When he asserts that God is 'Black' he is identifying God with those who are marginalized and oppressed, for whom the term 'Black' has always been linked with negative connotations and demonic imagery. God in Black theology is the active force that overthrows injustice and releases the captors from their oppression.

Black theology seeks to promote the significance of Black people within the sacred story of God's interaction with humankind (i.e. the Bible) and as a means of promoting ideas of reconciliation and living together in unity, in a world that transcends racism.

Cain Hope Felder, a famous and respected African American New Testament scholar, in his commentary on the Pentecost narrative, identifies the references to Mesopotamia, Pamphylia, Egypt and parts of Libya near Crete⁷ as being places connected with Africa. Felder states that

Indeed, the physiognomy of the Elamites of Mesopotamian archaeological reliefs shows them to have been a dark-skinned people with hair of tight curls. The modern academy has unfortunately zealously sought to "whitewash" all inhabitants of the ancient "Near East" in the vicinity of the Tigris and the Euphrates rivers.⁸

Felder and others⁹ are asserting both a Black presence in, and a Black, African-centred form of interpretation for reading the Bible.

There is difference at the heart of this story. The people are transformed but their differences – the uniqueness of their identities – do not disappear. Many of these people at the heart of the story are Black, so being Black is important and should not be relegated or downplayed, as being of no consequence or value. Just as the Incarnation – Jesus' historical presence in the world shows that being flesh, being human and living in a particular time and space (a context) is important, so too does Pentecost. Pentecost shows that the Holy Spirit does not eradicate our differences; rather, the Spirit celebrates them. But life in Spirit, (i.e. living as Christians) is about being one in Christ, in fellowship with each other. Being in community with each other and with Christ can take us beyond (transcend) what it means to be linked to a particular identity – in this case, being Black. The status that is often linked to particular identities (being male or being a Jew for example) are exploded. The Spirit does transcend all this (Gal. 3:28). There is, therefore, a tension between these two differing ways of seeing identity. One, that in Christ, the differences around ethnicity or gender are overcome and made irrelevant, but also the counter view. That in Christ, we come to celebrate those very things as essential parts of who we are. Black theology seeks to look at how we live together as people across our differences of ethnicity and cultures, class and economic disparities.

A short contemporary history of Black theology in Britain

Although it is true that the birth of Black theology in Britain occurred when enslaved Africans such as Mary Prince¹⁰, Olaudah Equiano¹¹ and Ignatius Sancho¹² began to write their memoirs in the eighteenth century, the more contemporary development of Black theology in Britain emerges from a generation of Black pastors and ministers,

⁶ See James H. Cone *Black Theology and Black Power* (Maryknoll: Orbis, 1969/1989), *A Black Theology of Liberation* (Maryknoll: Orbis, 1970/1990), *God of the Oppressed* (Maryknoll: Orbis, 1975/2005).

⁷ Verses 5–12.

⁸ Cain Hope Felder (ed.) *The African Heritage Study Bible* (Nashville, Tenn.: The James C. Winston Publishing Company, 1993). p. 1572.

⁹ Cain Hope Felder, Cain Hope (ed.) *Stony The Road We Trod: African American Biblical Interpretation* (Minneapolis: Augsburg, 1991). Also, Randall C. Bailey and Jacquelyn Grant (eds.) *The Recovery of Black Presence: An Interdisciplinary Exploration* (Nashville, Tenn.: Abingdon Press, 1995).

¹⁰ Mary Prince was a Black slave woman in the 19th century who published her autobiography in 1831 detailing her experiences of hardship, struggle and emancipation. Her book was entitled *The History of Mary Prince, a West Indian Slave. Related by Herself. With a Supplement by the Editor. To Which Is Added, the Narrative of Asa-Asa, a Captured African* (London: Published by F. Westley and A. H. Davis, 1831). Her book was a key text in the Abolitionary movement of the 19th century.

¹¹ See Vincent Carretta (ed.) *Olaudah Equiano: The Interesting Narrative and other writings* (New York and London: Penguin Books, 1995).

¹² See Vincent Carretta (ed.) *Letters of the Late Ignatius Sancho, an African* (New York and London: Penguin Books, 1998).

predominantly in the Anglican and Methodist churches; who, whilst in the throes of reflecting on their ministerial practice began to speculate on the possibility of creating a Black British theology of Liberation. Religious practitioners such as Gus John, Robinson Milwood, David Moore and Wesley Daniel¹³ who were either in pastoral ministry or students at college/seminary remain the early pioneers in the development of Black theology in Britain. Black theology as a literary form in Britain is less than 50 years old.

These unstinting and unwavering stalwarts did not occupy academic positions nor were able to luxuriate in benign reflective spaces to concentrate solely on this area of commitment. Essentially, many of them had to earn their living undertaking the daily labours of pastoral ministry and or undergoing ministerial formation in theological education.

Due to their location within the church (or in some cases beyond, as in the case of Gus John¹⁴ and David Moore¹⁵), this early generation of Black theologians in Britain did not commit a great deal of their work in published form. From their location in church and in their fledgling publications, these individuals were able to provide the major substantial development of Black theology, from which later figures, such as Valentina Alexander, Joe Aldred, Robert Beckford, Kate Coleman, Lorraine Dixon, Michael Jagessar, Emmanuel Lartey and Anthony Reddie could emerge. In many respects, it has been the succeeding

generation of scholars, of the likes of the aforementioned, who have found themselves in the advantageous position of being able to write.

Birth of the Black theology in Britain Journal

If one were to outline a critically important year in the development of Black theology in Britain one might be tempted to say 1998 was that appointed 'Kairos time'. That year saw not only the publication of the first self-authored book on Black theology in Britain, Robert Beckford's *Jesus Is Dread* (on which in-depth work has already been done by other Black theologians in Britain¹⁶), but it also marked the birth of the journal *Black theology in Britain*.¹⁷ The original name of the journal was *Black Theology in Britain: A Journal of Contextual Praxis* under the editorship of Emmanuel Lartey.¹⁸ Journal was the first corporate undertaking in which fledgling Black British scholars could get their work published in a social and political context that was supportive and encouraging and did not view Black theology in a deleterious manner.

The Black theology journal has, since 2002, become an internationally renowned publication under the editorship of myself. It has moved from being identified as a parochial organ towards becoming one of the main publications for the dissemination Black theology across world. Over the years, all the major figures in the development of Black theology in Britain have written pieces for this publication.¹⁹

¹³ See Anthony Reddie *Black Theology in Transatlantic Dialogue* (New York: Palgrave Macmillan, 2006), pp. 26–32 for further information on this important narrative.

¹⁴ Whilst Gus John's early work was very much within the broader framework of the church, his most outstanding and distinguished contribution to challenging racism and fighting for the rights and self-determination of Black people has been accomplished from within the realm of public education. John is now a leading theorist and practitioner in the area of the effective education of Black children in Britain. A summation of his work can be found in *Gus John Taking a Stand: Gus John Speaks on education, race, Social Action and Civil Unrest 1980-2005* (Manchester: The Gus John Partnership, 2006).

¹⁵ David Moore is a Black Anglican Priest, who was an early stalwart in the development of Black theology in Britain. His ministry has largely focussed on public education in schools since the late 1980s.

¹⁶ See chapter 2 of Anthony G. Reddie *Black theology in Transatlantic Dialogue* (New York: Palgrave, 2006).

¹⁷ The first issue was launched at the George Cadbury Hall, in Birmingham, on the 10th October 1998.

¹⁸ See Anthony Reddie *Black Theology in Transatlantic Dialogue*, pp. 143–166.

¹⁹ Important Black scholars based in Britain who have written for the journal include Valentina Alexander 'Afrocentric and Black Christian Consciousness: Towards an Honest Intersection'. In *Black Theology in Britain*, Issue 1, 1998, pp. 11–18, Joe Aldred (see Joe Aldred 'Paradigms for a Black Theology in Britain', In *Black Theology in Britain*, Issue 2, 1999, pp. 9–32), Mukti Barton (see Mukti Barton 'I am Black and Beautiful', In *Black Theology: An International Journal*, Vol.2, No.2, July 2004, pp. 167–187), Robert Beckford (see Robert Beckford 'Doing Black Theology in the UKKK'. In *Black Theology in Britain* Vol.4, 2000, pp. 38–60), Kate Coleman (see Kate Coleman 'Black Theology and Black Liberation: A Womanist Perspective'. In *Black Theology in Britain* Issue 1, 1998, pp. 59–69), Lorraine Dixon (see Lorraine Dixon 'Teach It Sister!': Mahalia Jackson as Theologian in Song', In *Black Theology in Britain* Issue 2, 1999, pp. 72–89), Ron Nathan (See Ron Nathan 'The Spirituality of Garveyism', In *Black Theology in Britain*, Issue 3, 1999, pp. 33–50), Michael Jagessar (see Michael N. Jagessar 'Cultures in Dialogue: The Contribution of a Caribbean Theologian', In *Black Theology: An International Journal*, Vol.1, No.1, May 2003), Emmanuel Lartey (see Emmanuel Y. Lartey 'After Stephen Lawrence: Characteristics and Agenda for Black Theology in Britain'. In Issue 3, 1999, pp. 79–91) and Anthony Reddie (see Anthony G. Reddie 'Towards a Black Christian Education of Liberation: The Christian Education of Black Children in Britain', In *Black Theology in Britain*, Issue 1, 1998, pp. 46–58).

The journal is now known as *Black Theology: An International Journal*.²⁰ One of the key roles of the journal has been to publish work that emphasises the necessity of 'Black Lives Matter' mattering. In effect, our journal has been in the business of publishing work asserting the inviolate truth that Black lives matter long before there was a movement of the same name.²¹

Critiquing Whiteness

A central part of the work of Black theology has been the necessity of critiquing the alleged superiority of White people or the notion that 'Whiteness' should predominate. In using the term 'Whiteness' I am referring to the lens through which we see the world and how social and economic relations are organised for the benefit of White people.

The relationship between the British Empire, colonialism and Christianity, in many respects, remains the unacknowledged 'elephant in the room'. Empire and colonialism became the basis on which notions of White supremacy were based. The intellectual underpinning of White supremacy, the notion that White people are superior to peoples who are not White, was based on a corruption of Christianity, in which Whiteness was conflated with the Christian faith. This conflation of Whiteness with Christianity led to a clear binary between notions of civilised, acceptable and saved against uncivilised, backward and heathen.²²

The continued paucity of theological texts written by White British theologians that address the legacy of slavery, colonialism and racism on the British psyche remains troubling. The reason why most White British theologians and White Christians have not engaged with issues of Whiteness is largely due to the normative invisibility of Whiteness. I. e. for most White people, they do not see or think about Whiteness. The truth is, Whiteness does not need rescuing from centuries of negative stereotyping and the notion that White people are backward and inferior.²³

Whatever the hardships are that face poor, marginalised White people (which I do not dispute, I hasten to add), these do not include a

historic set of symbolic associations surrounding the unacceptability of being White in and of itself. Nor do such negative, symbolic associations find expression in right wing groups demanding their removal from the country in order that such doubtful and unsubstantiated notions of 'purity', 'civilisation' and 'Our Way of Life' can be maintained – again, often synonyms for covert ways of speaking of the normativity of Whiteness.

One of the most recent and penetrating critiques of Whiteness written by a White British theologian is that of Steve Latham who not only critiques the ways in which Whiteness underpins the basis of much White theology, but explores the ways in which it provides the intellectual and emotional anchor that bolsters ideas of White supremacy. Latham writes

One of the greatest obstacles to the White person realising their own culpability, is that our own 'Whiteness,' is so invisible to us. The problem is always other people. 'They are Black; we are ordinary.' 'They have a culture; we are normal.' 'They are ethnic; but we don't have an ethnicity.' We consider to be 'commonsense' what is actually part of our culture. However, when anything appears natural or 'neutral', then we know we are in the presence of a particular ideology.²⁴

So, whiteness operates on the basis of stealth, holding a pivotal central place for that which is considered normal and as it should be. It becomes central to all that is concerned to be ideal, better than and considered the epitome of supposed civilisation and acceptability.

The sad fact is that most White people take this so much for granted that it rarely occurs to many of them that we live in a world in which whiteness is so embedded as the norm. It is accepted as the way of seeing and organising the world to the extent that it can be likened to a fish swimming in the sea. The fish is normalised to its existence that all it knows is that the sea represents its total existence.

White supremacy has been the basis on which the world has been organised for the last 500 years. The reason why we do not have a

²⁰ For further details on the journal see the following link: <https://www.tandfonline.com/loi/yblt20> (Accessed 11th August 2020).

²¹ An example of this can be seen in the following article, Stephen Ray 'Contending for the Cross: Black Theology and the Ghosts of Modernity'. *Black Theology: An International Journal* (Vol.8, No.1, 2010), pp. 53–68. The article explores the roots of White supremacy arising from supposed European enlightenment thought in the 18th and 19th centuries.

²² For excellent explication of the dialectical binary between saved versus unsaved, civilised versus heathen, see Kelly Brown Douglas *What's Faith Got to Do with it?: Black Bodies Christian Souls* (Maryknoll, New York: Orbis, 2005), pp. ix–xix.

²³ See Robert Beckford *God and The Gangs* (London: DLT, 2004), pp. 72–81.

²⁴ Steve Latham 'A White Guy Talks Race'. Anthony G. Reddie, with Wale Hudson Roberts and Gale Richards (eds.) *Journeying to Justice: Contributions to the Baptist Tradition Across the Black Atlantic* (Milton Keynes: Paternoster Press, 2017), p. 84.

'White Lives Matter' movement is because there has never been any serious impediment to assert otherwise. This is not to say that poor White people or White women have not suffered or been oppressed. But none of this was due to the fact that they were simply 'White'. Such has been the opposite for Black people over the past 500 years, beginning with slavery and then colonialism, our lives have been a constant battle to assert that we matter, as equally as White people, be they poor, or women, advantaged or disadvantaged economically, culturally or politically.

Black Lives Matter

Slavery is long gone but anti-Black racism has long outlived the institution that helped to breath it into life. In our contemporary era, the underlying framework of Blackness which still symbolically is seen as representing the problematic other, finds expression in a White police officer placing his knee on the neck of a Black man and despite the plaintive pleas of "I can't breathe" the officer remains unmoved and maintains his violent posture until this Black man dies. One cannot understand the futility of this death unless you understand that this is no new phenomenon. White power has viewed Black flesh as disposable for past 500 years. The reason why Black theology came into being was simply to assert that our lives mattered in an era when we were viewed purely as chattel and objects to be placed on a financial ledger.

And before anyone suggests that this is a purely American phenomenon, then let me recall the death of Clinton McCurbin, an African Caribbean man who died of asphyxia at the hands of the police in Wolverhampton on the 20th February 1987, having been arrested for using a stolen credit card. Eyewitness accounts spoke of seeing McCurbin gasping for breath as White officers pinned him to the floor and crushed the air out of his body, regardless of the fact that his body had grown limp for several minutes as he lost consciousness. Later that year, despite the cautionary words from my very law abiding and hyper religious and respectable parents to focus on my studies (I was in the last year of my degree course in Church history at Birmingham university), I nevertheless, travelled to Wolverhampton along with thousands of others to protest the death of Clinton McCurbin. That was my very first march. No officers were ever charged with his death. The Coroner ruled it death by misadventure. Black people across the Midlands protested, sang songs of defiance, we railed with anger, but White power, whether in the shape of the Independent Police Complaints Commission (IPCC), or the Coroner, or the media (McCurbin had a criminal record, so presumably he deserved to die), they all had no problem in ignoring our pleas for justice, because in the final analysis, Black bodies and people who inhabit those bodies simply do not matter.

This brings me to the curious case of the toppling of the statue of Edward Colston in Bristol as part of a Black Lives Matter protest on the 8th June this year. It can be argued that the pulling down or removal of statues has become a distraction against the wider issues

of systemic racism that need to be addressed more than the removal of historic artefacts often ignored by most people in their daily activities. And yes, that is correct if the focus is solely on statues of themselves. But let us consider the point of the Black Lives Matter Movement in first place.

The 'Black Lives Matter' movement emerged in order to counter the patently obvious fact that Black lives do not matter. This is not just a question of economics or materiality; it is also about seemingly 'ephemeral matters' like the impact on our psyche and associated questions of representation and spirituality. It has been interesting observing the concern of many white Christians for matters of law and order and governance and property regarding: the tearing down of the Colston stature in Bristol. Black people, many of whom are the descendants of enslaved peoples, have lived in that city with the sight of a statue built in honour of a slave trader. Polite petitions to move these and other statues were ignored. Long before a so-called mob tore this one down, activists asked for it to be moved to a museum where those who deliberately wanted to see them could, but saving those of us who didn't, the ignominy of having the lives of our oppressed ancestors constantly insulted. White authority ignored our claims, because Black lives and our resultant feelings do not matter. Black Lives do not matter in the face of White complacency and disregard.

In 2007, I along with many others, campaigned for a national monument to mark the epoch of the slave trade and the countless millions who died under the yoke of British slavery. We were peaceful, respectful and went through the usual democratic and representative channels and first the Labour government under Blair, then The Coalition government under Cameron and finally May's government all dismissed our pleas. We were courteous, respectful and restraint, we made our entreaties in the time honoured and peaceful way. But we were ignored because Black feelings don't matter, because ultimately, Black lives do not matter. We campaigned for an apology for Britain's involvement in the Slave Trade and Blair gave us deep sorry but no apology because the slave trade, sanctioned by greedy white mercantile interests, said it was legal at the time. So, no apology and certainly no reparations. Once again, we were not hectoring or behaving like a mob. We made our arguments, some of us have written books, essays and articles and it has still made no difference. So we continue to live with the psychological and spiritual damage of witnessing monuments to the people who made billions from peddling the Black flesh of our ancestors, and this is before we even get to the tangible manifestations of economic hardship and the social deprivation facing Black bodies in postcolonial Britain as revealed by Covid 19.

So I find it interesting that following the pulling down of a statue, we had the usual furrowed brow of some worried White Christians sharing their concern for law and order and the dangers of mob rule. Where were many of their voices when all the aforementioned was happening? My friend and fellow Black theologian in Britain Dr Delroy

Wesley Hall speaks of Black people living in Britain struggling with a form of existential crucifixion. We are mired in our continued 'Holy Saturday' following our social and collective crucifixion, but with no 'Easter Sunday' on the horizon. So, some White Christians can complain about our not abiding by the rules when our attempts to do so have been ignored completely and treated with contempt!

So at this moment in history, I am not going to thank White people for issuing apologies and 'taking the knee' and writing statements and going on marches that don't cost them anything, when we are dealing with existential crucifixion that leads to us being more likely to struggle with mental ill health issues, such as schizophrenia. I am not going to 'educate' White people on how to deal with their discomfort and emotions when I and countless Black people are afraid to go out of our houses lest we end up as part of the disproportionate numbers who are stopped, detained and questioned by our supposedly benign police force for violating the changeable rules on social distancing post the lockdown that see white people congregating with impunity.

James H Cone, the greatest of all Black theologians once argued that Theology's greatest sin was silence in the face of White supremacy²⁵.

When I asked my white colleagues to support me in mounting a campaign to mark the callous killing of Clinton McCurbin way back in 1987, I was met with complete indifference. Mcurbin's death did not resonate with them because the death of another anonymous Black man was no big deal. And yet every Black person knows that in and of itself, George Floyd's death is not remarkable. Systemic racism didn't start with George Floyd's death nor will it end with White people wringing their hands in liberal guilt, telling us how sorry they are for the racism that blights our lives and not theirs, whilst continuing to support the policies of a Prime Minister who can make racist remarks and has never apologised. A Prime Minister who defends the continued public display of statues erected in honour of White people who despised Black people and considered us lesser beings.

The bitter truth is that Black lives have not mattered for a very long time and the Church has long been complicit in this.

I see the iconic toppling of the Colston statue as a microcosm for the wider Black Lives Matter movement and the indifference of some White Christians to our pleas for justice. The frustration of the protestors that led to the toppling and disposal of the statue reminds me of the very human 'anger and frustration of Jesus in turning out the money changers in the temple (Matt. 21: 12-17, Mark 11: 15-19, Luke 19: 45-48 and John 2: 13-16). It seems like it is alright for a 'White Jesus' as depicted in Western iconography to be angry and destroy property but not unruly Black people!

If the church is serious about Black Lives Matter then we need more than rhetoric and well-crafted words and vacuous resolutions. Black Lives Matter movement is considered problematic by a number of people. But the truth is, the Christianity that has been bequeathed to us by centuries of White supremacy has proved to be far more dangerous to the world than anything the Black Lives Matter movement could even conceive.

The truth is White supremacy is not going to sue for peace anytime soon. The removal of a few statues – done voluntarily or removed by force – is not going to topple White privilege anytime soon. My favourite White theologian working today is James Perkinson. His monumental book simply entitled *White Theology*²⁶ is one of the few texts written by a White theologian that has accepted that Whiteness is a problematic that cannot be imagined away by a few well-crafted prayers and a hearty rendition of Kum-bah-yah. Black lives will continue not to matter until the church has the courage to stand up to White supremacy. Perhaps the present moment is the start of a prophetic breakthrough, or it may be yet another false dawn. A great Danish theologian once observed that life is lived forward but understood backwards. Ultimately, History will judge us all.

²⁵ See James H. Cone 'Theology's Great Sin: Silence in the Face of White Supremacy'. *Black Theology: An International Journal*, (Vo.2, No.2, 2004), pp. 139–152.

²⁶ See James W. Perkinson *White Theology: Outing Whiteness in Modernity* (New York: Palgrave Macmillan, 2004).

III. WAS IST ZU TUN? – WORKSHOPS

„Realtalk!": Wie können wir über schwierige und sensible Themen sprechen?

Workshop mit Nadia Asiamah (Initiatorin Silent Demonstrations, Black Community Foundation) und Lea Schlenker (Theologin, Delegierte der Landeskirche bei der Konferenz Europäischer Kirchen [cec])

Ein Bericht von Charlotte Horn (Vikarin in Bad Saulgau, Vorstandsmitglied des Evangelischen Bundes [eb] Württemberg)

Der Workshop „Realtalk!“ wurde von Nadia Asiamah und Lea Schlenker geleitet, die beide die diesjährige Liebfrauenbergtagung mit einem Interview eröffnet hatten. Wie schon im Dialog am Vortag behandelten sie wichtige Themen – im Workshop nun aber zusammen mit den Teilnehmenden. „Wie können wir über schwierige und sensible Themen sprechen?“ war die Leitfrage. Um in die Thematik des „Realtalk“ einzuführen, zeigten die Leiterinnen Youtube-Videos, einerseits vom Theologinnen-Projekt FORêL, andererseits von Nadia Asiamahs Youtube-Channel. Die Videos dienten als Beispiele dafür, wie unterschiedliche, aber jeweils brisante Themen angesprochen werden können, ohne andere zu verletzen, und wie dabei dennoch deutlich der eigene Standpunkt gezeigt werden kann.

In Kleingruppen konnten sich die Teilnehmenden dann mit Nadia Asiamah und Lea Schlenker über eigene Erfahrungen austauschen: Wo war Realtalk angebracht? Wo wusste man nicht, wie man sich verhalten sollte? Die Kleingruppenrunden machten schnell deutlich, dass ein Gespräch über unterschiedlichste Themen auf eine positive Art und Weise geschehen kann, wenn die Gesprächspartner*innen sich in gegenseitigem Respekt zueinander verhalten. Selbst wenn die explizite Frage „Wie agiere ich in Situation XY?“ nicht beantwortet wurde, ist durch den Realtalk-Workshop deutlich geworden, dass ein respektvolles, wohlgesonnenes Auftreten die Grundlage für Gespräche sein sollte – auch für die, die sich um brisante Themen drehen. Über der Frage nach dem „Wie kann ich alles richtig machen?“ nicht diese Grundlage vergessen – das betonte der „Realtalk!“-Workshop.

Meine Würde kommt von Gott: Antirassismusbearbeitung in der Kirchengemeinde. Ein Balingener Beispiel

Workshop mit Anaëlle Koschnike (FürMiteinander), Astrid Benner, Hartmut Glaser und Birgit Wurster (Stadtkirchengemeinde Balingen)

Ein Bericht von Reinhard Hauff (Pfarrer in Heiningen, Bezirksbeauftragter Göppingen)

Nach der Ermordung von George Floyd am 25. Mai 2020 in Minneapolis im US-Bundesstaat Minnesota wurde im Kirchengemeinderat der Stadtkirchengemeinde Balingen intensiv die Frage diskutiert: „Wie positioniert sich unsere Kirche zur Frage des Rassismus auch in Deutschland und auch in unserer Stadt?“ Einigkeit bestand darin, von der Diskussion zur Aktion überzugehen. Auch die Diakonie, das Schuldekanat, das Evangelische Jugendwerk sowie die Gruppe FürMiteinander mit Anaëlle Koschnike wurden einbezogen. Die Gruppe FürMiteinander wurde in Balingen gegründet und ist international besetzt. Es begann mit Vorträgen über Kamerun von Anaëlle Koschnike.

Das erste Projekt war ein gemeinsames Mittagsgebet in der Balingener Stadtkirche unter dem Motto „Meine Würde kommt von Gott“. Beteiligt waren Menschen unterschiedlicher Herkunft und Hautfarbe. Reflektiert wurde dabei, was diese Feststellung konkret bedeuten kann: Ich bin gewollt und geliebt, ich muss nichts beweisen, ich kann aufatmen und spüre, wie befreiend das ist. Das Mittagsgebet stieß auf gute Resonanz, das Thema „ist bei den Menschen angekommen“. Das war die Initialzündung für weitere Projekte. Ein Gottesdienst gegen Rassismus an einem Sonntagabend mit dem Titel „Ich bin kein Opfer“ wurde vorbereitet und gefeiert. Dabei wurde ein großes Puzzle gelegt mit Teilen zu den Fragen „Was gelingt?“ und „Wofür brauche ich noch Kraft?“. Im Austausch wurde zum Beispiel genannt: Chancen der Begegnung werden nicht wahrgenommen; es braucht Räume, gemeinsame Wege und Lernprozesse und gemeinsame Feste, um eine Perspektive des „Wir!“ zu entwickeln. Kirche und Gemeinden müssen verstehen (lernen), alle Menschen zu beteiligen, wir alle müssen uns verändern und das auch wollen.

Die nächste Aktion war ein „Baum des Miteinanders“, der auf dem Balingener Marktplatz gepflanzt und mit bunten Bändern mit Wünschen für ein besseres Miteinander versehen wurde. Dabei fiel den Beteiligten auf, wie „bunt“ die Stadt Balingen ist.

Es folgte eine Weihnachtsaktion „Lichter des Miteinanders“ mit einem Korb voller bunter Kerzen. Damit verbunden wurde ein Mittagsgebet gegen Rassismus mit der Gemeinschaftsschule vorbereitet und unter dem Motto „Vielfalt ist unsere Stärke“ gefeiert. Schüler*innen trugen ihre Gedanken zum Thema eindrucksvoll bei.

Bei den Interkulturellen Wochen 2021 stand die Gestaltung eines Mandalas in der Kirche im Mittelpunkt. Die Evangelische Erwachsenenbildung engagierte Hans-Ulrich Probst für einen Vortrag mit dem Titel „Black lives matter – Die Kirche und die Gotteslästerung des Rassismus“, der gut angenommen wurde, bei dem es aber leider zu Störungen durch ein Mitglied der AfD kam.

Als vorläufiges Fazit kann festgehalten werden: Die Balingener Gruppe hat zusammen- und eine Struktur gefunden. Gleichwohl gibt es Fluktuation und es gilt „dranzubleiben“, damit das Thema nicht wieder verschwindet. Eine noch offene Frage ist, wie das Thema Rassismus in den Religionsunterricht zu integrieren ist.

Werbend hingewiesen wurde auf die Broschüre Zusammen-Halt! des Pädagogisch-theologischen Zentrums (PTZ) in Stuttgart-Birkach:

<https://material.rpi-virtuell.de/material/broschuere-zusammen-halt/>

Mission und Rassismus: Eine widersprüchliche Beziehung

Workshop mit Bernhard Dinkelaker (Pfarrer i. R., Vorstandsmitglied von ProÖkumene)

Ein Bericht von Lea Schlenker (Theologin, Delegierte der Landeskirche bei der Konferenz Europäischer Kirchen [cec])

Wie sehr hingen und hängen Mission und Rassismus zusammen? Und wie sehr war und ist Antirassismus Teil von Mission? Mit diesen Fragen beschäftigten sich die Teilnehmer*innen des Workshops von Bernhard Dinkelaker. Dabei ist wichtig: Rassismus geschieht nicht zwingend absichtlich. Stattdessen sind es oft Mechanismen der Ausgrenzung, Strukturen und Denkmuster, die eine rassistische Wirkung entfalten. Mission ist von solchen Mechanismen nicht ausgenommen, auch wenn sie sich bemüht, das befreiende Zeugnis von der Liebe Gottes in Jesus Christus zu allen Menschen zu sein. Im Laufe des Workshops wurde deutlich: Es gab und gibt nicht die eine Mission, sondern das Zeugnis von Jesus Christus geschah und geschieht, abhängig von historischen Entwicklungen und spezifischen Kontexten, auf verschiedene und widersprüchliche Weise.

Drei Beispiele aus der Missionsgeschichte machten diese Widersprüchlichkeit deutlich:

- 1807 wurde der transatlantische Sklaven*innenhandel von britischer Seite aus verboten – dennoch ging er danach weiter und nahm sogar noch zu. Zu dieser Zeit, deren philosophischer Mainstream rassistisch geprägt war, entstand die moderne protestantische Missionsbewegung – oft im Konflikt mit kolonialen Bestrebungen und mit Sklaverei. So setzte sich etwa die Basler Mission 1827 zum Ziel, Entwicklungshilfe zu leisten und das Unrecht des Sklaven*innenhandels wiedergutzumachen. In der Missionsarbeit spielten afrikanische Akteur*innen von Anfang an eine Schlüsselrolle, nichtsdestoweniger trug die Mission auch zu einer Dämonisierung der lokalen Kultur bei.
- 1910 fand die Weltmissionskonferenz in Edinburgh statt. Der Kolonialismus und der Imperialismus befanden sich in einer Hochphase: „eroberte“ Gebiete wurden wirtschaftlich ausgebeutet, antikolonialer Widerstand wurde bekämpft und

unterdrückt, Genozide wurden verübt, und die biologistische Rassentheorie sowie ähnlich abwertende Konstrukte der Kultur- und Religionswissenschaften legitimierten diese Gewalt. Die Weltmissionskonferenz, die fast ausschließlich aus weißen Männern bestand, sah einen kaisros für die „Evangelisierung der Welt in einer Generation“ gekommen. Die protestantische Mission konzentrierte sich hierbei auf Asien, da Afrika als noch nicht „reif“ für das Christentum betrachtet wurde. Zu dieser Zeit waren Missionsbestrebungen mit Überlegenheitsgefühlen und Ausbeutungsstrukturen verquickt. Ab 1920 wurde dann erste Kritik an der Mission geübt.

- 1972 wurde das Evangelische Missionswerk in Südwestdeutschland (heute: Evangelische Mission in Solidarität) ems gegründet. In einer Zeit der Dekolonisation und Unabhängigkeitskriege wurde Partnerschaft zum neuen Schlüsselwort der Mission. Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK/WCC) setzte sich gegen die Apartheid in Südafrika ein, Initiativen wie ProÖkumene entstanden, weiße Christ*innen waren weltweit gesehen inzwischen in der Minderheit, und die Ökumene wurde zunehmend als Ort des Lernens in alle Richtungen verstanden. Doch bis heute ist unsere Landeskirche weiß und schwäbisch geprägt, rassistische und diskriminierende Strukturen verhindern Teilhabe und die Frage ist, ob Partnerschaften nicht doch auch eine Form des verdeckten Paternalismus sind.

Wie verhalten sich also Mission und Rassismus? Es wurde deutlich, dass diese Frage so einfach nicht zu beantworten ist. Mission hatte und hat viele verschiedene Formen – es lohnt sich, die Missionsgeschichte unter die Lupe zu nehmen, Vorannahmen zu hinterfragen und mit einem für Rassismus geschärften Blick Kirche und Mission damals und heute zu betrachten und zu gestalten.

Das Volk und die Völker: Begrifflichkeit und Perspektiven in der biblischen Überlieferung

Workshop mit OKR Prof. Dr. Ulrich Heckel (Oberkirchenrat Stuttgart, Universität Tübingen)

Ein Bericht von Fabian Kunze (Pfarrer in Offerdingen, Bezirksbeauftragter Tübingen)

Einen biblisch-theologischen Zugang zum Thema „Rassismus – Was ist zu tun?“ lieferte Prof. Dr. Ulrich Heckel in seinem Workshop „Das Volk und die Völker“. Geklärt werden mussten dabei zuerst Begriffe und Verwendung von $\epsilon\theta\eta$ (griechisch ἔθνη) und $\epsilon\lambda\lambda\eta\sigma$ (griechisch λαός) in der biblischen Tradition, bevor wir uns dem paulinischen Ansatz zur „Heiden-Polemik“ zuwenden konnten.

Während Heidenpolemik mit Klischees arbeitet und die eigene Identität dabei über die Abwertung anderer definiert, überwindet Paulus grundsätzlich den rein abwertenden Unterton von „Heiden“ und sucht einen positiven Zugang, indem er sie als Ἕλληνες („Griechen“) anspricht und sie wiederum von den βάρβαροι abgrenzt.

Im Detail besprochen wurde dies nun anhand der zentralen Briefe aus der paulinischen Tradition. Im Galaterbrief steht die in Christus überwundene Unterscheidung der Juden und der Griechen im Fokus: Christus ist der eine verheißene Nachkomme Abrahams. Die in ihm Getauften gehören zu seiner Nachkommenschaft und sind damit Erben der (Segens-)Verheißung. In Christus ist eine übergeordnete Einheit entstanden, in der die alten Unterschiede unbedeutend werden. Es geht um einen neuen Status, die neue wahre Identität in Christus. Daraus folgt die soteriologisch begründete Gleichheit der Personen in Christus.

Die universalen Aussagen im Kolosserbrief gehen weit über die im Galaterbrief und auch im Ersten Korintherbrief hinaus: Christus ist alles in allem. Er ist das Haupt über alle Mächte und Gewalten. Aber nur im Leib Christi ist die neue Schöpfung Realität, nur hier sind alle Gegensätze überwunden, nur hier existiert die neue Wirklichkeit. Hier ist die ganze Schöpfung im Blick, doch ihre Realisierung

gilt noch nicht universalistisch für alle Völker, sondern sie ist christologisch begründet, ekklesiologisch verortet und eschatologisch ausgerichtet auf die Vollendung in Herrlichkeit in Frieden und Versöhnung.

Was hier angelegt ist, wird der Epheserbrief weiter entfalten, dort wird dezidiert und hermeneutisch reflektiert über die Einheit der Kirche nachgedacht. Durch den Kreuzestod Jesu wurde nicht nur vertikal Versöhnung geschaffen, sondern auch in der Horizontalen gibt es Konsequenzen für die Versöhnung unter den Menschen. In der Kirche als Leib Christi ist Christus gegenwärtig, in ihr hebt die Neuschöpfung an: der eine neue Mensch, auf den die alte Schöpfung angelegt ist.

Aus dieser Untersuchung des paulinischen Blicks auf die Völker und die Einheit der Kirche gilt es nun Schlussfolgerungen für die Tagung und ihr Thema zu ziehen: Die neue Menschheit in einem Leib und Geist basiert auf Christus als dem einen Herrn und Gott. Hier gilt weder Nationalismus noch Internationalismus etwas. Frage und Aufgabe ist es zu entdecken: Wo wird für Menschen die neue Kreatur in Christus erfahrbar? Inwiefern kann Gemeinde als Ort der überwundenen Trennung erlebt werden? Mit dem Epheserbrief kann diese Gemeinschaft gerade im Gottesdienst erlebt werden.

Viele offene, spannende Fragen und Aufgaben bleiben. Und allzu deutlich bleibt auch: Diese Einheit ist noch kein Zustand, sondern im Wachsen. Der Weg der lokalen und der universalen Ökumene in Überwindung von Abgrenzung und Polemik ist eine Lebensaufgabe, der wir uns miteinander zu stellen haben – und bei der uns die paulinische Tradition durchaus Hilfestellungen geben kann.

Im Fadenkreuz: Kirche als Feindbild der extremen Rechten

Workshop mit Michael Kleim (Pfarrer in Gera)

Ein Bericht von Dr. Hans-Ulrich Probst (Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Tübingen,
Mitglied des MÖE-Ausschusses der Landessynode)

Zur Person: Michael Kleim wurde im Jahr 1960 geboren, nach seinem Wehrdienst 1982 brachte er sich in der oppositionellen Trumper- und Friedensbewegung in der DDR ein und studierte seit 1984 in Naumburg evangelische Theologie. Seit 1995 ist Kleim als Pfarrer in Gera (Thüringen, Evangelische Kirche Mitteldeutschlands) tätig. Für sein zivilgesellschaftliches Engagement gegen Rechtsextremismus wurde er mit dem Demokratiepreis des Landes Thüringen ausgezeichnet.

Pfarrer Kleim berichtete in seinem Workshop über sein aktives Eintreten gegen den erstarkenden Rechtsextremismus in Gera – besonders unter Jugendlichen – seit Mitte der 1990er Jahre. Aufkleber mit Hakenkreuzen und Aufschriften „Wir sind wieder hier“ beschrieb er als Ausgangspunkt dafür, sich mit der rechten Szene in der Stadt auseinanderzusetzen. „Die Ideologie des Rechtsextremismus steht in klarem Widerspruch zur Botschaft des Evangeliums“, wie Kleim sein Engagement begründete. In der rechten Szene, die sich in Gera regelmäßig zu Rockkonzerten versammelte, engagierten sich bereits in den 90er Jahren gewaltbereite Neonazis. Kleim widersprach diesem Erstarken von Menschenfeindlichkeit in Gottesdiensten und Jugendkreisen und beteiligte sich an Protesten gegen die Rockkonzerte. Die Reaktionen folgten prompt, sein Engagement blieb in der rechten Szene nicht unbemerkt. Es folgten Anfeindungen und Angriffe gegen ihn. Auf offener Straße wurde er angesprochen mit Kommentaren „Wir kriegen dich“; nachts klingelte das Telefon und anonyme Anrufer wünschten ihm den Tod. Der Hass richtete sich aber auch gegen seine Familie. In regelmäßigen Abständen wurde das Engagement Kleims auf einschlägigen rechtsextremen Internetseiten thematisiert

und zu „Hausbesuchen“ bei ihm aufgerufen. Solche Artikel hätten wie Brandbeschleuniger gewirkt, so Kleim. Wurde ein Artikel über ihn veröffentlicht, folgten die rechtsextremen Aktivitäten gegen ihn auf dem Fuß.

Die juristischen Schritte, die Kleim einleitete, zeitigten zu seiner Irritation keine Konsequenzen: „In dieser Zeit ist nicht das Vertrauen in den Rechtsstaat gewachsen.“ Anzeigen wegen Bedrohung wurden bagatellisiert oder ohne Begründung fallengelassen. Anders verhielt sich jedoch die Kirchenleitung seiner Landeskirche: hier wurde ihm der Rücken gestärkt, juristische Unterstützung zugesichert und es folgten deutliche Statements. So trat die Kirchenleitung gemeinsam mit Kleim auf Demonstrationen gegen Rechtsextremismus auf und solidarisierte sich hinter einem Banner mit dem Titel „Nächstenliebe verlangt Klarheit: Kirche gegen Rechtsextremismus“. Dennoch seien die Angriffe nicht ohne Spuren an ihm vorübergegangen; offen sprach Kleim von weiter bestehenden Angstzuständen und immer wiederkehrenden Plänen, Gera mit seiner Familie den Rücken zu kehren.

Kleim betonte abschließend, dass engagierte Christ*innen regelmäßig aus dem Spektrum Rechtsextremismus angefeindet werden. Er sei kein Einzelfall. Dieser Eindruck wurde von den Teilnehmenden im Workshop bestätigt: Engagement gegen lokale Pegida-Demonstrationen oder interreligiöse Feiern in Württemberg hätten ebenso zu Hass und Angriffen geführt. Hier brauche es auch, so Wunsch der Teilnehmenden, eine klare Stimme der Kirchenleitung, die dieses Engagement stärker unterstützen möge.



Michael Kleim im Gespräch

Angstmauern und Feindbilder ins Fließen bringen und tanzen lassen: Impulse aus der systemisch orientierten Seelsorge

*Workshop mit Annegret Oette (Pfarrerin in Weilimdorf) und
Michael Hagner (Pfarrer in Ulm-Wiblingen, Bezirksbeauftragter Ulm)*

Ein Bericht von Anna Kampl (Pfarrerin in Wien-Simmering)

Nach der Vorstellungsrunde wird die Gruppe gefragt, mit welchen Vorstellungen die einzelnen Personen in den Workshop kommen. Bei vielen von uns sind die Ausdrücke „ins Fließen bringen“ und „tanzen lassen“ hängen geblieben; Ängste und Sorgen zu verkörperlichen und sie dadurch in Ermutigung zu verwandeln.

In einem kurzen theoretischen Block wird Angst nach dem Psychotherapeuten Arnold Retzner als Freund definiert. Diese Formulierung wirkt für einige irritierend.

Angst als einen Freund zu sehen, erscheint der Gruppe als zu radikal.

Wichtig ist, den Unterschied zwischen Angst und Furcht im Blick zu haben.

Ein Hund hat Furcht vor äußeren Gefahren, aber er hat keine Angst vor einer eigenen Entscheidung, denn er kann nicht entscheiden; er ist vom Instinkt geleitet und dadurch muss er handeln. Menschen sind dies nicht; Menschen können handeln.

Angst verweist uns auf grundlegende Prämissen für Entscheidungen.

Retzner stellt seinen Klient*innen Fragen: Welche Farbe hat Angst? Ist es ein Mann oder eine Frau? Wo steht sie im Raum? Links oder rechts? Was könnte Ihnen die Angst in einer konkreten Situation ermöglichen? Wo ist die Angst zu orten?

Dem theoretischen Teil folgt eine Übung, in der Michael Hagner einen ausländerfeindlichen Bürger spielt und die Teilnehmer*innen in die Rolle eines Asylsuchenden schlüpfen.

Es schließt sich eine Runde an, in der eigene Erfahrungen mit Angst ausgetauscht werden.

Als eine Möglichkeit, mit Angstmauern und Feindbildern umzugehen, bietet sich ein Perspektivenwechsel an – also die betroffene Person in eine andere Position zu versetzen.

Für mich persönlich wirkte dieser Workshop bestätigend, da ich als eine Ausländerin und Frau in der Vergangenheit im beruflichen Umfeld lernen musste, mit Vorurteilen umzugehen. Dass Angst eine Voraussetzung für Mut ist, konnte ich ebenfalls durch eigene Erfahrungen lernen.

Wo ansetzen? Was tun?

Ideensuche für eine rassismuskritische kirchliche Arbeit

Workshop mit Dr. Hans-Ulrich Probst (Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Tübingen, Mitglied des MÖE-Ausschusses der Landessynode)

Hans-Ulrich Probst war vom 1. September 2020 an für ein Jahr Referent für die Themen Populismus und Extremismus bei der landeskirchlichen Arbeitsstelle für Weltanschauungsfragen; er ist Mitglied der Synode für den Gesprächskreis Offene Kirche. Beim Workshop stellte er den Entwurf für einen Aktionsplan der Landeskirche zum Umgang mit Antisemitismus und Rassismus vor und diskutierte diesen Entwurf mit den Teilnehmer*innen des Workshops.

Die Gedanken im Entwurf trafen auf reges Interesse. Sieben Handlungsfelder wurden für einen künftigen Aktionsplan ausgemacht:

- 1) Am Anfang der Beschäftigung mit diesem Thema sollte die Auseinandersetzung mit individuellen Ausgrenzungserfahrungen stehen.



Ein Bericht von Dr. Maria Gotzen-Dold (DiMOE Reutlingen)

- 2) Wie kann Diversität (breit gedacht als Diversität hinsichtlich Kultur, Hautfarben, Generationen) in kirchlichen Gremien gefördert werden? Die Teilnehmer*innen sprachen sich dafür aus, in der Synode eine Repräsentanz von interkultureller Diversität einzurichten, um das Bemühen um Diversität dauerhaft zu stärken.
- 3) Wo könnte und sollte in der Bildungsarbeit angesetzt werden, um eine rassismuskritische Haltung zu fördern? Hier wurde als Beispiel genannt, dass das Feld der Kindergarten-Arbeit noch genauer daraufhin angeschaut werden sollte, ob Spielmaterial und Bücher kultursensibel sind und ob im Kindergarten-Alltag Diversität bewusst einbezogen wird.
- 4) Wie kann die Interkulturalität in der Pfarrer*innenschaft erhöht werden? Dabei wurde kritisch bemerkt, dass man ‚Anwerbungen‘ von Pfarrer*innen aus dem Ausland, die zum Beispiel über ein Studienjahr oder Promotionsstipendium bei uns sind, wegen des Braindrain-Problems in ihren Heimatländern vermeiden sollte.
- 5) Eine theologische Auseinandersetzung mit Rassismus ist zu führen.
- 6) Ein kritischer Blick sollte auf die Inhalte kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit geworfen werden. Ggf. sollte eine Überarbeitung in Angriff genommen werden.
- 7) Multiplikator*innen kommt eine wichtige Rolle zu, wenn die Frage diskutiert wird: Wie ist es um die Willkommenskultur in den Kirchengemeinden bestellt?

Am Ende der Tagung sprachen sich die Teilnehmer*innen ausdrücklich unterstützend für den Entwurf zum Aktionsplan der Landeskirche zum Umgang mit Antisemitismus und Rassismus aus.

Talk with Masiwa Ragies Gunda: Das ÖRK-Programm zur Überwindung von Rassismus

Workshop mit Dr. Masiwa Ragies Gunda (Ökumenischer Rat der Kirchen, Genf)

Ein Bericht von Christoph Hildebrandt-Ayasse (DiMOE Heilbronn)

Da Prof. Dr. Anthony Reddie, University of Oxford, an Covid-19 erkrankt war, konnte der Workshop 9 „Black Theology and Nationalism – Brexit as a Case Study“ nicht mit ihm durchgeführt werden. Dankenswerterweise erklärte sich Prof. Dr. Masiwa Ragies Gunda bereit, den Workshop zu übernehmen und mit den Teilnehmenden das Thema seines Vortrages vom Montag „Rassismus heute. Worüber reden wir in der Kirche“ zu vertiefen.

Dr. Masiwa Ragies Gunda wurde in Simbabwe geboren und wuchs dort auf. Er studierte Religionswissenschaft an der *University of Zimbabwe* und promovierte in Philosophie an der Universität Bayreuth. Er lehrte an der *University of Zimbabwe*. Aufgrund seiner Publikationen sah er sich mehrfach gezwungen, sein Land zu verlassen.

Dr. Gunda leitet gegenwärtig das Programm zur Überwindung von Rassismus im ÖRK. In dieser Funktion ist er dafür verantwortlich, das Bewusstsein und das Verständnis für Rassismus, Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit innerhalb der ÖRK-Gemeinschaft der Mitgliedskirchen und ökumenischen Partner durch entsprechende Bildungsinitiativen zu schärfen und theologische Reflexionen über Rassismus zu fördern. Diese Aufgabe hatte er in seinem Vortrag am Montag vorgestellt. Der Workshop bot nun die Möglichkeit, Dr. Gunda zu seinen biografischen Zugängen zum Thema Rassismus zu befragen.

Racism is not simply a black-and-white thing.

Eigentlich hatte Dr. Gunda zunächst den Schwerpunkt seiner Forschung im Bereich Wirtschaft, Gerechtigkeit und Propheten setzen wollen. Ausschlaggebend für seine Beschäftigung mit dem Thema Rassismus wurde dann, dass anlässlich der Vollversammlung

des ÖRK in Harare 1998 Robert Mugabe, der Präsident Simbawes, sich abfällig und beleidigend über homosexuell empfindende Menschen äußerte. Dr. Gunda veröffentlichte daraufhin das Buch „*Bible and Homosexuality*“, in dem er aufzeigte, wie Homosexuelle in Simbabwe in ökonomisch schweren und anderen Krisen-Zeiten zu Sündenböcken gemacht werden (*The Bible and Homosexuality in Zimbabwe. A Socio-historical analysis of the political, cultural and Christian arguments in the homosexual public debate with special reference to the use of the Bible*, Bamberg 2010). Biblische Aussagen werden dabei von Christen und von Nichtchristen bewusst diskriminierend benutzt. Dr. Gunda erinnerte an Simbawes ersten Präsidenten, Cnaan Sodindo Banana, einen schwulen Pastor, der unter Präsident Mugabe wegen seiner Homosexualität vor Gericht stand.

Durch sein Buch „*Bible and Homosexuality*“ kam Dr. Gunda in der Kolleg*innenschaft auf die „schwarze Liste“ und es fiel ihm zunehmend schwer, Lehraufträge zu erhalten. Da er aufgrund seiner Kenntnisse in Hebräisch und Latein ein Alleinstellungsmerkmal unter den Gelehrten in Simbabwe genoss, konnte er zeitweise im Seminar einer Pfingstkirche unterrichten.

At the Crossroads

Ein weiteres Buch führte dazu, dass Dr. Gunda Simbabwe 2019 als „Scholar at Risk“ in Richtung Europa verlassen musste. In dem Buch „*At the Crossroads*“ (*At the crossroads. A call to Christians to act in faith for an alternative Zimbabwe*, Bamberg 2018) klagt Dr. Gunda an, dass Simbabwe – ein Land, in dem rund 80% der Bevölkerung Christ*innen sind – zu den am schlechtesten verwalteten Ländern und zu den korruptesten Nationen Afrikas gehört, ein Land voller Ungerechtigkeit. Diese Tatsache stellt die Rolle der Christenheit in

Simbabwe in Frage. Offensichtlich trägt sie nichts zur Schaffung einer gerechten Gesellschaft bei. Während das Buch die entscheidende Rolle der Politik und der Politiker für die Missstände im Land aufdeckt, betont es zugleich die Komplizenschaft der Kirche, die daran mitwirkt, das Land zu dem zu machen, was es heute ist.

„Das Buch nimmt Lehren aus der Jesus-Bewegung und schlägt Wege vor, wie die Kirche ihre Rolle bei der Begleitung der Nation in Richtung Gerechtigkeit und Gleichheit zurückgewinnen kann. Da das gegenwärtige System, das die Nation regiert, im Kern antichristlich ist, muss es durch eine Verbreitung des authentischen Glaubens an Jesus Christus herausgefordert werden. Christliche Entscheider*innen sind aufgerufen, die Politik neu auszurichten, anstatt den christlichen Glauben am Überleben des „Imperiums“ auszurichten.“ (Vgl. Informationen zum Buch auf www.lehmanns.de)

Religion is big Business

In seinem Workshop beschrieb Dr. Gunda, der in der anglikanischen Kirche ordiniert wurde, Religion in Simbabwe als „Big Business“. Unter den Kirchen und Gemeinden herrsche starker Konkurrenzdruck. Das führe dazu, dass Kirchenleitungen sich der Mehrheitsmeinung der Zivilgesellschaft beugten. Selbst liberale Bischöfe trafen deshalb illiberale Entscheidungen. Inhaltliche Positionen würden nicht diskutiert. Die persönliche Meinung der Bischöfe werde nicht abgefragt. Finanzielle Fragen stünden bei Entscheidungen im Vordergrund, da Religion in Simbabwe eben „Big Business“ sei. So komme es zu Ausgrenzung und Rassismus gegen Minderheiten oder Minderheitenvoten.

Auch die international diskutierte Landreform in Simbabwe zeige die Probleme des Rassismus auf, sowohl eines weißen als auch eines schwarzen. So habe die westliche Presse zur Zeit des Präsidenten Mugabe wenig darüber berichtet, dass während des Bürgerkrieges über 20.000 Simbawwer getötet und ermordet wurden. Als dagegen die weißen Farmer im Land im Rahmen der Landreform enteignet und einige dabei getötet wurden, war der Aufschrei in den westlichen Medien groß. Die Welt wurde erst aufmerksam, als Weiße Opfer wurden. Dass die weißen Kolonialisten einst die schwarzen Bewohner von ihrem Land vertrieben hatten, wurde in der weißen Presse meist nur am Rande erwähnt.

Im Rahmen der Landreform wurden wiederum Parteigänger der Regierung bevorzugt. Nur wenige von ihnen hatten allerdings das nötige Wissen, das Land zu bebauen. Die Folgen waren Hunger und weitere Korruption. Auch für die Kirchen Simbabwes, die aus der Mission hervorgegangen sind, ist „Land“ ein höchst sensibles Thema und Big Business. Viele Ländereien, die sich im Besitz der schwarzen Kirchen befinden, wurden von den weißen Kolonialisten den Kirchen zur Verfügung gestellt, die dafür die schwarze Bevölkerung vertrieben hatten. Die Kirchen besitzen viel Land, das oft ungenutzt bleibt.

Race is a perception not a reality but it can create a reality

Dr. Gunda wuchs in einem kleinen, weit abgelegenen Dorf in Simbabwe auf. Die Wahrscheinlichkeit, von diesem Ausgangspunkt aus eine internationale Universitätslaufbahn zu starten, war äußerst gering. Dr. Gunda wies auf die Situation der indischen Dalits hin, die allein aufgrund ihrer Herkunft zu einer „Rasse“ erklärt werden und zu einem Leben in realer Unterdrückung gezwungen sind. Sie haben keine Chance, sich weiterzuentwickeln.

Rassismus kenne viele Varianten. Die Hautfarbe habe nur bei den Kolonialisten eine wirkliche Rolle gespielt, aber das auch nicht immer. So gab es zum Beispiel in den Kriegen zwischen Dutch und British in Südafrika einen weiß-weißen Rassismus. Rassismus ist eben nicht nur einfach eine Frage der Hautfarbe. Ethnische, sprachliche, kulturelle, religiöse und viele andere Unterschiede und Hintergründe stehen in vielfältigen Variationen im Hintergrund rassistischer Gedanken, Äußerungen und Taten. Rassismus paart diese Unterschiede mit dem Gefühl und der Idee der Überlegenheit.

Am Schluss des Workshops blieb nur noch wenig Zeit für eine Diskussion über den Begriff der „Rasse“, der als nicht mehr zeitgemäß oder gar selbst als rassistisch gesehen werden kann. Dr. Gunda wies darauf hin, dass jedes Verständnis von Rasse immer historisch konnotiert ist, besonders im Zusammenhang der deutschen Geschichte. Auch die deutsche Geschichte zeige, dass „Rasse“ eine Sichtweise ist, keine Realität. Der Begriff „Rasse“ kann aber eine Realität schaffen. „*Race is a perception, not a reality, but it can create a reality.*“

„Du Jude!": Ein Schimpfwort, das Religionspädagogik unmittelbar angeht

Workshop mit Dr. Christian Staffa (Evangelische Akademie zu Berlin)

Ein Bericht von Ann-Kathrin Thiel (Stud. theol., Vertreterin der Landeskirche bei den Young Theologians der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa [GEKE])

Zur Einordnung: Rassismus und Antisemitismus sind historisch gesehen eng miteinander verbunden. Der Antisemitismus ist dadurch entstanden, dass sich der christliche Antijudaismus mit völkischen Gedanken verbunden hat. Im Unterschied zum Rassismus, der auf punktuellen Vorurteilen aufbaut, ist der Antisemitismus ein umfassendes Weltbild. Folglich wird von Antisemiten alles, was sie an der modernen Welt nicht verstehen oder ablehnen, antisemitisch gedeutet.

In einer ersten Runde des Workshops fragte Dr. Staffa nach Assoziationen zum Gebrauch des Schlagwortes: „Du Jude!“ und nach alltäglichen Erfahrungen mit Antisemitismus in Schule und Gemeinde. Die Antworten darauf waren vielfältig. Das Schlagwort „Du Jude!“ war lange Zeit auf dem Schulhof als Beschimpfung zu hören, momentan wird es dort weniger gebraucht, wurde aber gewissermaßen abgelöst durch Spiele wie: „Islamische Terroristen jagen“. Wird das Thema Judentum im Unterricht behandelt, ist es möglich, dass Schülerinnen und Schüler abwehrend reagieren mit Aussprüchen wie: „Bin ich da jetzt richtig? Ich bin doch deutsch!“

Die Erfahrungsberichte stellten zudem heraus, dass der Begriff „Jude“ nach wie vor ambivalent im deutschen Sprachgebrauch ist. Es besteht eine gewisse Unsicherheit, ob er überhaupt verwendet oder besser durch Umschreibungen wie „Menschen jüdischer Herkunft“ ersetzt werden soll. Negativ konnotiert wird der Begriff „Jude“ zum Beispiel in Bezug auf die Finanzwirtschaft verwendet, wenn von „Juden und dem großen Geld“ gesprochen wird. Mancherorts begegnet der Graffiti-Slogan: „Juden raus“, oder es wird in vorherrschenden Verschwörungstheorien proklamiert, dass „Juden an Corona-Schutzmasken Geld verdienen“ würden. Darüber hinaus besteht in der Öffentlichkeit die Tendenz, „das Judentum“ für den Nahostkonflikt verantwortlich zu machen, wodurch „die Juden“ in eine Negativschablone gepresst werden.

Das negative Bild des „Juden“ ist Dr. Staffa zufolge tief in unserem Bewusstsein verankert. Beispielhaft dafür ist der Reformationssaltar Lucas Cranachs des Älteren in Wittenberg: Judas, der gemeinhin als der Vertreter des Judentums galt, ist hier dargestellt als der

Diabolische, der einen reich verzierten Beutel mit 30 Silberlingen in der linken Hand unter dem Tisch versteckt hält. Solche Darstellungen bieten Steilvorlagen für die Negativzuschreibung „Die Juden und das Geld“. Möglicherweise ohne dies zu beabsichtigen, bedienen auch neuere Karikaturen, die auf das Judentum anspielen, Stereotype des Antijudaismus und Antisemitismus. Als Beispiel wurde die Darstellung Annalena Baerbocks als Mose mit den „10 Verbotstafeln“ genannt. Derartige Karikaturen befinden sich nicht mehr in einem Raum der kritischen Auseinandersetzung und des Streits, sondern in einem Raum des Niedermachens – und zwar des Judentums. Ein anderes Beispiel für eine Negativzuschreibung im Rahmen der Künste findet sich im Oratorium „EINS“, das eigens für den Ökumenischen Kirchentag 2021 geschrieben wurde: Sätze aus dem Schlusschor wie „Die Gnade siegt, das Gesetz ist besiegt“ wenden sich deutlich vom Judentum ab.

Nun muss die Geschichte unseres Umgangs mit dem Judentum nicht auf diese Art und Weise fortgeschrieben werden. Unsere Aufgabe, so Dr. Staffa, liegt auch darin, prominente Erzählungen umzuerzählen und eine Gegengeschichte zu der uns bekannten Geschichte zu erzählen. Wiederum ist ein Anfang bereits gemacht: So stellt Marc Chagall die Kreuzigung als eine Verdeutlichung des Leidens der Juden dar, womit er eine Gegengeschichte schreibt zu dem geläufigen Vorwurf: „Die Juden haben Jesus getötet.“ Amos Oz hebt in seinem Roman „Judas“ die Hoffnung hervor, dass Jesus wirklich der physische Befreier der Juden von den Römern sei, und eröffnet die Möglichkeit, den Judaskuss als Abschiedskuss wahrzunehmen; denn bei näherem Blick auf die biblische Erzählung wird deutlich, dass Jesus letztlich von allen Jüngern verraten wurde, nicht nur von Judas –

dem traditionell allein das Motiv des „Verrats“ zugeschrieben wird. Neben dem Neuen, das ein solcher Ansatz des Überdenkens und Umschreibens der uns bekannten Geschichten bietet, kann so auch unser eigener Glaube gestärkt werden, ohne den Differenzgedanken zum Judentum hervorzuheben. Hierbei handelt es sich allerdings um eine lange Arbeit, die in einer Generation nicht bewältigbar ist.

Unsere Aufgabe, so Dr. Staffa, besteht darin, mit den Menschen in Schule und Gemeinde Theologie zu betreiben und dadurch Vorurteile zu bekämpfen. Hierfür sollte die Bibel grundlegend sein. Im Rahmen der Gemeindegemeinschaft können zum Beispiel in Sommerpredigtzeiten neue Blickrichtungen eröffnet werden. Bei der Thematisierung des Judentums mit Schülerinnen und Schülern ist es hilfreich, nicht nur die andere Religion, sondern gerade die eigene besser kennenzulernen. Denn wie das Judentum, so verstehen auch wir Christinnen und Christen unsere Geschichte als eine Erwählungsgeschichte – eine Erwählungsgeschichte, die niemanden ausschließt, auch die Juden nicht. Durch die bessere Kenntnis der eigenen Geschichte wird es möglich, das eigene Selbstverständnis zu verändern, Vorurteile abzubauen und in einen mündigen Dialog zu treten.

Asiamah, Nadia
Black Community Foundation
nadiaasiamah@outlook.com

Dinkelaker, Bernhard
ProÖkumene
bernhard.dinkelaker@gmail.com

Hagner, Michael
Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm-Wiblingen
Michael.Hagner@elkw.de

Heckel, Ulrich
Evangelischer Oberkirchenrat (Stuttgart)
Ulrich.heckel@elk-wue.de

Kleim, Michael
Ev. Kirchengemeinde Gera-Innenstadt
Michael.kleim@gmx.de

Koschnike-Nguewo, Anaëlle
FürMitEinAnder (Balingen)
anaelle_nguewo@yahoo.de

Oette, Annegret
Ev. Stephanusgemeinde Weilimdorf
Annegret.oette@elkw.de

Probst, Hans-Ulrich
Eberhard Karls Universität Tübingen
Hans-ulrich.probst@uni-tuebingen.de

Ragies Gunda, Masiwa
Ökumenischer Rat der Kirchen (Genf)
Masiwa.Gunda@wcc-coe.org

Schlenker, Lea
Eberhard Karls Universität Tübingen
Lea.schlenker@yahoo.de

Reddie, Anthony
University of Oxford
anthony.reddie@regents.ox.ac.uk

Staffa, Christian
Evangelische Akademie zu Berlin
staffa@eaberlin.de

Wurster, Birgit
Ev. Stadtkirchengemeinde Balingen
Birgit.wurster@elk-wue.de



Auf dem Schlusspodium von links nach rechts: Yasna Crüsemann, Karl Braungart, Susanne Schenk, Nadia Asiamah, Charlotte Horn, Masiwa Ragies Gunda

Impressum

Herausgeber
Evangelische Landeskirche in Württemberg
Gänsheidestraße 4, D-70184 Stuttgart
Tel. +49 711 2149-0

kontakt@elk-wue.de
www.elk-wue.de

Redaktion
Dr. Susanne Schenk

Titelbild © stock.adobe.com | Cagkan

Gestaltung und Produktion
Evangelisches Medienhaus GmbH, Stuttgart



